Anthr. 94 Lg

Matthias

Aug.

<366114068200l7

<366114068200l7

Bayer. Staatsbibliothek

Verſuch

über

die Urſachen

der

Verſchiedenheiten

in den Nationalcharakteren.

Eine Preisſchrift

von

August Matthiä,

Doctor der Philoſophie, Director des Gymnaſiums und Fürſtl. Bibliothekar zu Altenburg.

Leipzig,

bey Johann Benjamin Georg Fleiſcher.

1802.

115. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Excellenz

Herrn

Sylvius Friedrich Ludwig

Freyherrn von Frankenberg,

Herzogl. Sachſen - Gothaiſchem wirklichen geheimen Rath,
Ober - Steuer - Director zu Gotha, und Amtshauptmann
der Aemter Leuchtenburg und Orlamünda,

widmet dieſe Schrift

zum Beweiſe ſeiner Ergebenheit

und Hochachtung

der Verfaſſer.

Vorrede.

Dieſe Schrift iſt aus einer Abhandlung entſtanden, die im Jahr 1797. von den Curatoren des Stolpiſchen Legats zu Leyden den Preis erhalten hat. Ich hatte dieſen Gegenſtand mit einer beſondern Vorliebe und in einer ſehr heitern Stimmung, die zum Theil aus jenem Intereſſe entſtehen mochte, behandelt; daher hörte ich auch, nachdem meine Schrift ihren Zweck erreicht hatte, nicht auf, über dieſe Materie nachzudenken, und, theils durch Leſen, theils durch Umgang mit Ausländern und mit Männern, die mehr gereift waren, wie ich, und die Sitten und Charaktere verſchiedener

Nationen mit philoſophiſchem Geiſte beobachtet hatten, neue Materialien und neue Auffchlüſſe zu ſuchen. Ich fand bald Anlaſs, manche Verbeſſerungen und Vermehrungen zu meiner Schrift hinzuzufügen, und dieſes brachte mich auf den Gedanken, die lateiniſche Abhandlung deutſch umzuarbeiten. Hiezu kam, daſs die Preisſchrift ſelbſt, aller Anfragen und Erinnerungen ungeachtet, immer nicht im Druck erſchien, und ich allmählich die Hoffnung verlor, durch öffentliche Bekanntmachung meiner Gedanken entweder die Bemerkungen und Belehrungen anderer hervorzulocken, oder ſelbſt eine nicht ganz unnütze und unintereſſante Lectüre zu verſchaffen. Erſt aus dem Meſscatalog der diesjährigen Oſtermeſſe habe ich den Druck meiner lateiniſchen Schrift erfahren.

Nach Schriften, die eigentlich und zunächſt dieſen Gegenſtand behandelten, habe ich mich anfangs vergeblich umgeſehen.

Caſtilhon *eſſai ſur les cauſes phyſiques et morales des caracteres etc.* enthält beynahe nichts, was ich zu meinem Zwecke hätte benutzen können. Mehr Ausbeute fand ich in Herders Ideen; aber auch in dieſem, übrigens ſehr ſchätzbaren, Werke lieſs mich das myſteriöſe Helldunkel im ganzen Ton des Vortrags und der Pomp der Worte, der oft ganz gewöhnliche Gedanken umhüllt, mehr hoffen, als ich bey genauerer Unterſuchung und bey der Reduktion des oft zu unbeſtimmten Ausdrucks auf beſtimmte und deutliche Begriffe fand. Montesquieu's beyde Werke, der *éſprit des loix* und *Conſiderations ſur la grandeur etc.* enthalten, ſowie *Hume's eſſays*, in dieſer Rückſicht einzelne ſcharfſinnige und feine Gedanken; aber die meiſte Hülfe fand ich in Reiſebeſchreibungen, beſonders in denen von Cook, Chardin, Eorſter, Volney etc. in welchen Bemerkungen nicht nur über die phyſiſche Beſchaffenheit der Länder, ſondern

auch über den Charakter der Einwohner enthalten ſind. Zwar liefern dieſe eigentlich nur Data zur Kenntniſs der Nationalcharaktere, ohne die verſchiednen Züge derſelben zu erklären; aber ſelbſt ſchon die Vergleichung des Charakters einer Nation mit der phyſiſchen oder politiſchen Beſchaffenheit des von ihr bewohnten Landes, der Unterſchied in den Charakteren von Völkern, die ſonſt unter ſehr ähnlichen Umſtänden leben, und dagegen die Gleichheit der Charaktere bey ſehr ungleichen Umſtänden leiten den aufmerkſamen Leſer, der in ſeinen Unterſuchungen nach deutlichen und beſtimmten Begriffen und nach Grundſätzen verfährt, auf Erklärungen, welche, zuletzt unter beſtimmte Fächer geordnet, nicht unwichtige Reſultate geben. Ein wichtiges, obgleich noch wenig benutztes Hülfsmittel zur Kenntniſs der Nationalcharaktere iſt die Geſchichte, deſto wichtiger, da ſie zu den Modificationen in den Charakteren einer

und derſelben Nation zugleich die Urſachen enthält, obgleich die Auffaſſung und Entwickelung derſelben der Aufmerkſamkeit und dem eignen Nachdenken des Leſers überlaſſen iſt. Erſt nach Vollendung meiner lateiniſchen Abhandlung lernte ich das Werk des Engländers, *Falconer*, *) kennen, deſſen Gröſse mich eine ausführliche und gründliche Unterſuchung dieſes Gegenſtandes hoffen lieſs. Materialien fand ich genug darin, aber in der Verarbeitung derſelben glaubte ich oft von dieſem Gelehrten abgehen zu müſſen.

Citate hätte ich in ziemlicher Anzahl hinzufügen können; aber da dieſe Schrift nicht ſowohl eine Schilderung der Nationalcharaktere, als vielmehr Ideen über die Ur-

---

*) *W. Falconers Remarks on the influence of climate, ſituation, nature of country, population, nature of food et way of life on the diſpoſition and temper, Manners and behaviouret of mankind.* Lond. 1781. 4to. 552 Seiten.

ſachen der meiſtentheils ſchon hinlänglich bekannten Hauptzüge in denſelben enthalten ſollte, ſo habe ich bloſs ſolche Nachweiſungen ausgehoben, welche entweder die in Anſehung ihres Nationalcharakters weniger bekannten Völker betrafen, oder zur Erläuterung und Beſtätigung meiner Meinungen am beſten zu paſſen ſchienen.

Altenburg, im May 1802.

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Die Kenntniſs des Menſchen in Anſehung ſeiner geiſtigen Anlagen iſt der eigentliche Gegenſtand und Zweck aller philoſophiſchen Unterſuchung. Alle anderen Wiſſenſchaften, die ſich nicht auf jene Kenntniſs beziehen, ſind entweder zum Behufe einer bequemeren Eintheilung ins Gebiet der Philoſophie gezogen worden, wie die Naturlehre und Aſtronomie, oder als Wiſſenſchaften, die zwar den Menſchen zunächſt betreffen, aber nicht unmittelbar aus der Kenntniſs ſeines Geiſtes geſchöpft ſind, wie die Theologie, und Jurisprudenz, ſchon allgemein, von der Philoſophie abgeſondert. Selbſt die Metaphyſik enthält, ob ſie gleich ſonſt Kenntniſſe von übermenſchlichen Weſen und Dingen verſprach, doch nur Unterſuchungen über die Gränzen unſeres Vermögens, von Gegenſtänden, die auſſer aller Erfah rung liegen, zu räſonniren.

Die Philoſophie beſchäftigt ſich zwar zunächſt mit der Kenntniſs der Gattung, indem ſie alle Fähigkeiten und Kräfte der Seele, die zu dem Begriff ſowohl von jedem einzelnen Menſchen, als von allen im Allgemeinen gehören, das ganze Gebiet der menſchlichen Vernunft unterſucht und zuſammenfaſst; ſie achtet aber auch auf die Verſchiedenheiten in der Gattung ſelbſt, die als ſo viele Unterabtheilungen oder Species derſelben angeſehen werden können, vorzüglich auf die Verſchiedenheiten unter den Menſchen nach den verſchiedenen Racen und Nationen. Kenntniſs der Nationalcharaktere iſt alſo ein, obzwar der Kenntniſs unſerer Gattung untergeordnetes, jedoch zur Vollſtändigkeit der Kenntniſs des Menſchen weſentlich gehöriges Studium. Der menſchliche Geiſt bleibt aber bey der bloſſen Kenntniſs deſſen, was iſt, nicht ſtehen, ſondern fühlt ſich ſtets zur Erforſchung der Urſachen einer jeden Erſcheinung gedrängt; ein Drang, den beſonders die Philoſophie, zufolge ihrer Form und ihres Princips, alles unter die Geſetze der Vernunft zu ordnen, zu befriedigen ſuchen muſs.

So haben wir der Unterſuchung über die Urſachen der Nationalverſchiedenheiten, die uns jetzt beſchäftigen wird, ihren Platz im Gebiete der Philoſophie angewieſen. Ehe wir aber dieſe Urſachen ſelbſt unterſuchen, wird es nöthig ſeyn, den Begriff, den wir mit dem Ausdrucke Nationalcharakter zu verbinden haben, genauer zu beſtimmen.

Es verſteht ſich ſchon von ſelbſt, daſs wir bey dieſem Ausdrucke nicht auf die Verſchiedenheiten der Nationen an körperlicher Geſtalt, Farbe und Geſichtsbildung, noch auch auf ihre mannichfaltigen zufälligen Gebräuche, Nationaltrachten etc. Rückſicht nehmen. Unter Nationalcharakter verſteht man bloſs das jeder Nation eigenthümliche Gepräge der Seelen - und Geiſteskräfte in ihren Aeuſſerungen, wodurch ſie ſich von andern unterſcheidet. Nicht als ob man ſich vorſtellte, daſs bey verſchiednen Nationen auch das Maaſs ihrer Seelenvermögen weſentlich und ſpecifiſch verſchieden wäre, und daſs zum Beyſpiel eine Nation Eigenſchaften des Geiſtes oder Herzens beſäſse, die der urſprünglichen Bildung einer andern ganz fremd wären. Eine ſolche Behauptung würde eine ſpecifiſche Verſchiedenheit in der geiſtigen Natur des Menſchen vorausſetzen, die nur dem oberflächlichen Beobachter wahrſcheinlich werden könnte, die aber die Einheit unſerer Gattung und die Richtigkeit der allgemeinen Benennung Menſchen aufheben würde. Vernunft, Beobachtung, und ſelbſt unſre moraliſche Natur verbinden uns, in dem geiſtigen Vermögen und der Vernunft bey allen Weſen, denen wir eine ſolche zuſchreiben, eine und dieſelbe urſprüngliche Bildung, dieſelben Beſtandtheile anzunehmen, und bey allen Menſchen dieſelben natürlichen Anlagen des Geiſtes vorauszuſetzen, obgleich ſie in der Ausbildung derſelben unendlich verſchieden ſeyn können.

Der Stoff der Seelenkräfte, um ſo zu ſprechen, iſt alſo bey allen Menſchen urſprünglich derſelbe; aber ein und derſelbe Stoff kann ſich unter mancherley Formen darſtellen; wo verſchiedne Kräfte vereinigt ſind, kann, ob ſie gleich urſprünglich bey allen gleichartig ſind, doch die Art ihrer Miſchung und Verbindung, und ihr Verhältniſs zu einander unendlich verſchieden ſeyn: bey einer Nation kann (aus welchen Urſachen, bleibt hier noch unausgemacht) ein Theil der Geiſteskräfte, auf den höchſten und in Verhältniſs zu den übrigen überwiegenden Grad der Lebhaftigkeit und Stärke geſpannt ſeyn, während bey einer andern die entgegengeſetzte Seite zum Nachtheile der andern die Oberhand zu haben ſcheint. So iſt z. B. bey den Italiänern Einbildungskraft und Schönheitsgefühl, bey den Franzoſen Witz und Gefühl für das Schickliche, bey den Deutſchen tiefſinniger, oft grübelnder Geiſt, und bey den Engländern praktiſcher Verſtand im Verhältniſs zu den übrigen Geiſteskräften überwiegend. Selbſt bey verſchiedenen Nationen, bey denen eine und dieſelbe Gattung der Geiſteskräfte hervorzuragen ſcheint, iſt dieſelbe doch oft auf verſchiedne Art modificirt; Einbildungskraft und lebhaftes Gefühl ſind bey dem Spanier, wie bey dem Italiäner hervorſtechend, aber bey jenem iſt die erſtere mehr düſter, und abentheuerlich, bey dieſem gefällig und ſanft; bey jenem iſt das Gefühl mehr erhaben und edel, bey dieſem flatterhaft und ſinnlich. Durch ſolche Verſchieden-

heiten in der Grundlage und, so zu sagen, Rangordnung der Geisteskräfte, und durch solche, oft sehr feine und fast unmerkliche Schattirungen bietet das Menschengeschlecht im Grosen eine eben so starke Mannigfaltigkeit dar, als einzelne Menschen und oft Mitglieder einer Familie im Kleinen zeigen; sie erwecken gröstentheils das lebhafte Interesse, das den Philosophen an das Studium der Menschheit fesselt, und entzücken ihn durch das Schauspiel eines unendlichen Wechsels, der sich wieder in die schönste Harmonie auflöst.

Ein anderer Punkt, in dem die Nationen sich ursprünglich von einander unterscheiden, sind die Gemüthsarten, oder Temperamente. Wer kennt nicht die Leichtigkeit, womit die Franzosen die äussern Eindrücke, einen nach dem andern, im mannigfaltigsten Wechsel auffassen, ohne irgend einem eine bleibende Wirkung zu verstatten? (eine Eigenschaft, die man gewöhnlich durch die Benennung, sanguinisches Temperament zu bezeichnen pflegt —) die Reizbarkeit und leicht in Thätigkeit übergehende Empfindlichkeit des Italiäners, bey allem, was seinen Gefühlen, besonders seiner Ehrbegierde und seinem Stolze sich entgegenstellt? (choleriſches Temperament.) Beyde sind zum Handeln und zur Thätigkeit mehr wie zu ruhigem Sinnen und Überlegen gestimmt; sie drücken ihre jedesmaligen Empfindungen durch lebhaftere und sprechendere Geberden, Minen und Worte aus, und

charakterisiren jede ihrer Handlungen durch mehr Bewegung und Feuer. Dagegen sind die Deutschen, Engländer und Holländer ruhiger und kälter, ihre Thätigkeit bleibt mehr in ihrem Innern verschlossen, und besteht mehr in ruhigem Sinnen und Überlegen, als in äusserer Regsamkeit und affektvollem Handeln. Woher auch dieser Unterschied in den Gemüthsarten kommen mag, soviel leuchtet jedem ein, dass zwischen ihnen und den oben genannten Formen der Geisteskräfte eine innere Verbindung und Verwandtschaft und ein wechselseitiger Einfluss statt finden müsse. Ein Mensch von lebhaftem Temperamente wird gewöhnlich auch eine regsamere Einbildungskraft, mehr Gefühl für das freye Spiel der Empfindungen und das Schöne, der phlegmatische mehr Neigung zur Meditation und Gründlichkeit, mehr kalten philosophischen Untersuchungsgeist besitzen; und, wie es sich hierin mit einzelnen Menschen verhält, so verhält es sich auch mit ganzen Nationen.

Auser diesen beyden giebt es noch eine dritte Seite, von welcher sich die Nationalcharaktere betrachten lassen, nämlich in Ansehung ihres gesellschaftlichen Tons. Es wäre ungereimt, sich vorzustellen, dass die Vernunft bey verschiednen Nationen wesentlich verschiedne moralische Grundsätze, verschiedne Gründe des Handelns enthielte und darstellte, da die Vernunft bey allen Menschen wesentlich dieselbe ist. Der moralische Unterschied ver-

ſchiedner Menſchen, ſo wie verſchiedner Nationen kann nur darin beſtehen, daſs die Begriffe von Pflicht und Recht nicht bey allen auf dieſelbe Weiſe und bis auf denſelben Grad ausgebildet ſind: ein Unterſchied, der keinesweges auf einen verſchiednen Grad der Empfänglichkeit für dieſelben deutet, ſondern nur zufällig iſt, und alſo keinen Gegenſtand unſerer gegenwärtigen Unterſuchung ausmacht. Der Menſch beſitzt aber auch Eigenſchaften, die zwar im Grunde aus der Vernunft entſpringen, aber ſich, wegen der noch nicht geſchehenen beſtimmten Entwickelung des Bewuſstſeyns, mehr als Gefühle zeigen, und, ſo zu ſagen, ein Abglanz der Vernunft ſind. Dergleichen iſt die Neigung zum Wohlwollen, zur Menſchenliebe, das ſogenannte moraliſche Gefühl des Mitleidens und der Mitfreude. Die gemeinſte Erfahrung lehrt, daſs dieſe Eigenſchaften bey dem Einen ſtärker, bey dem Andern ſchwächer ſind, oder richtiger, daſs ſie ſich nicht bey Allen mit gleicher Lebhaftigkeit äuſſern. Daſſelbe fällt bey ganzen Nationen in die Augen. Man bemerke nur, wie viel lebhafter der Franzoſe beym Anblicke eines Unglücklichen, wär' es auch nur in nachahmender Darſtellung, gerührt iſt oder ſcheint, wie viel eifriger er dem Unglücklichen beyzuſtehen, ſeinem Nebenmenſchen einen Liebesdienſt zu erweiſen eilt, als der Engländer; und mit welcher, oft empörenden, Kälte und Gleichgültigkeit hingegen dieſer Leid und Freude, ſowohl für ſeine Perſon, als in Anſehung andrer zu

ertragen ſcheint, ohne ſich doch deswegen in der That weniger hülfreich zu beweiſen. Dieſe verſchiednen Arten, auf die ſich die moraliſchen Gefühle, welche die Natur in unſer Herz gelegt hat, äuſſern, gründen eben ſo viele verſchiedne Arten des geſellſchaftlichen Verhältniſſes, die den erſtern analog ſind. Menſchen von lebhaftem Gefühl, wie die Franzoſen, werden, um dieſes zu beſchäftigen, das Bedürfniſs fühlen, unter Menſchen zu ſeyn, und ihre jedesmaligen Empfindungen anderen mitzutheilen; ſie werden in ihren Geſellſchaften alles zu vermeiden ſuchen, was dem andern unangenehm ſeyn kann, und in ihrem ganzen Betragen das Gepräge der Dienſtfertigkeit, Gutherzigkeit und Bereitwilligkeit zeigen. Der Engländer wird ſeine Empfindungen und Gedanken lieber in ſich verſchlieſsen, ſich wenig oder gar nicht mittheilen, und ſich einen für ſich beſtehenden und von andern unabhängigen Charakter zu bilden ſuchen. Der Italiäner, bey dem Miſstrauen, Stolz und Ehrgeiz überwiegend ſind, oder wenigſtens mit den ſanfteren Gefühlen in gleichem Maaſse abwechſeln, liebt zwar Geſellſchaft, ohne aber die Leichtigkeit und Gewandtheit des Franzoſen hineinzubringen; da oft geringfügige Aeuſſerungen den Verdacht abſichtlicher Beleidigungen bey ihm erwecken, ſo iſt ihr geſellſchaftliches Betragen mehr ceremoniös und geſchraubt, wenn nicht ihre natürliche Lebhaftigkeit den Zwang mildert. Man ſieht leicht, daſs auch dieſe Seite der Nationalcharaktere mit den

beyden obenerwähnten in der innigſten Verbindung ſteht.

Um nun zu den Urſachen der Verſchiedenheiten in den Nationalcharakteren ſelbſt überzugehen, ſo hat man deren zweyerley Claſſen feſtgeſetzt, phyſiſche und moraliſche. Zu den phyſiſchen gehören das Clima, und die Natur des Bodens, ſowohl in Anſehung der Art ſeiner Benutzung, wozu er vorzüglich einladet, als auch ſeiner Ergiebigkeit und ſeiner äuſſern Geſtalt und Anſicht. Die moraliſchen Urſachen liegen in verſchiedenen, von den Menſchen ſelbſt getroffenen, Einrichtungen, die dem Geiſte derer, welche ſich ihrer bedienen, eine gewiſſe Richtung zu geben vermögen, wie Regierungsform, Religion, Erziehung. Zu dieſen möchte ich noch eine dritte Claſſe von Urſachen hinzufügen, die mehr in zufälligen Ereigniſſen, in dem Laufe der Geſchichte eines Volks gegründet ſind. Der erſtern Claſſe der phyſiſchen Urſachen, und unter dieſen der Wirkſamkeit des Clima hat beſonders Montesquieu eine Ausdehnung gegeben, die, wenn ſie hinlänglich erwieſen wäre, die Aufſuchung anderer Urſachen beynahe unnütz machen würde, die aber durch den Widerſtreit, worin ſie mit manchen Thatſachen ſteht, ſehr eingeſchränkt wird. Das zu weit Getriebene in Behauptungen hat auch in andern Theilen der Philoſophie nicht ſowohl eine genauere Beſtimmung der Gränzen, als vielmehr das andere Aeuſſere, eine ungemeſſene Beſtreitung ſolcher Behauptungen, als

gänzlich falſcher, veranlaſst; und in unſerm Falle hat Hume den Einfluſs phyſiſcher Urſachen, vorzüglich des Clima, geradezu geleugnet, und allen Unterſchied in den Nationalcharakteren von moraliſchen Urſachen abgeleitet. Es iſt freylich leichter zu begreifen, wie die eine oder andre Eigenheit eines Volks durch Regierungsform, Religion, Erziehung, als wie ſie durch Clima, Nahrungsmittel, Natur des Bodens habe entſtehen können; aber keine der moraliſchen Urſachen iſt hinlänglich in ſich ſelbſt begründet, ſo daſs ſie keiner weitern Ableitung von einer höhern Urſache bedürfte. Man nehme entweder die Verfaſſungen und Regierungsformen, oder die Religionsſecten, als die Urſachen aller Nationalverſchiedenheiten an, ſo wird immer noch die Frage entſtehen, welches dann die hervorbringende Urſache der beſondern Verfaſſung, der Religionsſecte ſey, wodurch ein Volk ſich von andern unterſcheidet. Denn ſo viel Zufälliges auch jenen Einrichtungen im Einzelnen zum Grunde liegen mag, ſo fällt es doch jedem aufmerkſamen Beobachter leicht auf, daſs gewiſſe Staatsverfaſſungen nur in gewiſſen Gegenden, wie der Deſpotiſmus in Aſien, freyere Regierungsformen in mannichfaltigen Abſtufungen in Europa, Wurzel gefaſst, und, wenn ſie auch auf eine Zeit lang durch das entgegengeſetzte Syſtem verdrängt waren, doch mit der Zeit immer wieder hervorgedrungen ſind. Der Grund hievon kann kein andrer ſeyn, als die Art der Beſchäftigung, die in jedem

Lande herrſchend geworden iſt; aber auch hiemit können wir uns nicht begnügen, und wenn wir nach der Urſache forſchen, warum gerade dieſe oder jene Art der Beſchäfftigung in dem Einen oder andern Lande herrſchend geworden iſt, ſo werden wir endlich unvermeidlich auf die Natur des Bodens, alſo auf eine phyſiſche Urſache, kommen müſſen. Nun kann zwar die mehrere oder mindere Thätigkeit, die eine Nation zeigt, auch füglich von der Natur des Bodens und ſeinem Verhältniſſe zu den Bedürfniſſen der Menſchen abgeleitet werden; aber dieſe Thätigkeit iſt doch noch ganz von der Lebhaftigkeit und Reizbarkeit des Temperaments unterſchieden, wodurch ſich die ſüdlichen Nationen vor den nördlichen auszeichnen; dieſe iſt mehr eine Betriebſamkeit des Verſtandes und der Vernunft, jene hingegen mehr eine Thätigkeit, ein abwechſelndes Spiel der inneren Empfindungen, des Gefühls und der untern Erkenntniſskräfte, das ſich durch die äuſſeren Werkzeuge nur ſichtbar darſtellt; jede findet ſich gemeiniglich nur da, wo die andere fehlt; was für den thätigen, aber kalten Nordländer das höchſte Intereſſe hat, heiſst dem Südländer oft langweilig, und jener ſieht auf das, was ſeinem ſüdlichen Nachbar den ſüſseſten Genuſs gewährt, als auf ein läppiſches Spielwerk herab. Dieſe Lebhaftigkeit des Temperaments alſo kann wohl nicht aus derſelben Urſache, wie jene Thätigkeit, nicht aus der Natur des Bodens erklärt werden; und gleichwohl ſcheint ſie nicht

erſt erworben, ſondern in der phyſiſchen Organiſation des Menſchen ſelbſt urſprünglich gegründet zu ſeyn; wir werden alſo ihren Grund in einer andern phyſiſchen Urſache, etwa im Clima, ſuchen müſſen. Dieſe Vermuthung gewinnt dadurch ein groſses Gewicht, daſs in der That alle ſüdlichen Nationen dieſe Lebhaftigkeit in jedem Zuſtande, als Wilde, als Barbaren und als civiliſirte Anbauer, nur unter verſchiednen Richtungen, im höchſten Grade gezeigt haben, und wir können alſo hieraus mit ſo viel Sicherheit, als dergleichen gröſstentheils auf Erfahrung gegründete Unterſuchungen zulaſſen, ſchlieſsen, daſs auch das Clima, ſo wie andere phyſiſche Urſachen, Einflufs auf die Bildung der Nationalcharaktere habe, ohne ihm jedoch eine andre unmittelbare Wirkung, als auf die ſinnliche Natur des Menſchen, und auf diejenigen Geiſteskräfte, die mit den Sinnen am genauſten zuſammenhangen, einzuräumen.

Die Haupturſache, warum ſich die Philoſophen in der Ableitung der Nationalverſchiedenheiten nicht haben vereinigen können, mag wohl darin liegen, daſs jeder die bemerkten Eigenheiten immer nur von Einer Urſache, die jedem die umfaſſendſte dünkte, abzuleiten ſuchte, ſich zuerſt einen zureichenden Grund *in abstracto* dachte, und dann erſt die beſondern Phänomene unter dieſen Grund, oft gewaltſam, zu bringen trachtete. Aber der Nationalcharakter eines Volkes kann nicht als das Erzeugniſs einer einzigen phyſiſchen oder moraliſchen Urſache be-

trachtet werden; vielmehr wirken alle jene Urſachen zuſammengenommen auf ihn, und ihrer ſind deſto mehr, je weiter eine Nation in der Cultur fortgerückt iſt. Bey dem erſten Anfange der geſellſchaftlichen Vereinigung kann eine Nation ſchwerlich dem Einfluſs anderer, als blos phyſiſcher, vom Menſchen unabhängiger Urſachen, unterworfen ſeyn, weil die moraliſchen, wie Regierungsform, Religion, Nationalerziehung, erſt durch die Form ihrer Vereinigung zu einer Nation beſtimmt werden, und nur, nachdem ſie Wurzel gefaſst, ihre Wirkung äuſſern können. Dieſes iſt der Fall bey den rohen und wilden Völkerſchaften, die unſere Reiſende in Nordamerika und auf den Inſeln der Südſee gefunden haben, welche alle einen beſtimmten, oft nur nach geringen Entfernungen verſchiedenen Charakter zeigen, obgleich alles, was man als moraliſche Urſache betrachten könnte, nur im loſeſten Umriſſe vorhanden iſt. Bey dieſen iſt die Unterſuchung der auf die Nationalcharaktere wirkenden Urſachen den wenigſten Schwierigkeiten unterworfen; ihr Beyſpiel zeigt aber auch, daſs die phyſiſchen Urſachen groſsen Einfluſs haben, und alſo auch bey civiliſirteren Nationen, ob gleich weniger bemerkbar, doch mit Recht vorausgeſetzt werden können. Dahingegen wirken bey den europäiſchen Nationen nicht nur Clima und Beſchaffenheit des Bodens, ſondern auch, und zwar mit deutlicheren Spuren, Staatsverfaſſung und Verwaltnng, Religion und Erziehung. Bey

dieſer Verknüpfung und Zuſammenſtellung aller dieſer Urſachen kann eine jede ihren Einfluſs nicht mehr in demſelben Grade äuſſern, wie da, wo ihrer weniger, und dieſe minder verſchlungen, vorhanden ſind; die eine ſchränkt die Wirkung der andern nothwendig ein, oder verſtärkt dieſelbe, wenn Urſachen von derſelben Tendez zuſammentreffen; was ſonſt, im rohen Naturzuſtande, Clima oder Boden hervorgebracht und mit ſtarken Zügen bezeichnet hätte, wird nun durch Regierungsverfaſſung oder Boden gemildert und gemäſsigt. Hiezu kommen noch die Staats- und Handelsverbindungen verſchiedener Nationen, wobey es nicht fehlen kann, daſs durch den wechſelſeitigen Verkehr die Charaktere gegen einander abgeſchliffen und zu einer gewiſſen Gleichförmigkeit gebracht werden. Daher aber auch die Schwierigkeit, bey jedem Zuge im Nationalcharakter beſtimmt zu unterſcheiden, ob er zu der urſprünglichen, durch Clima und Boden modificirten Anlage gehöre, oder bloſs durch moraliſche Urſachen hervorgebracht und von der Fortdauer derſelben abhängig ſey; welches die eigentlichen hervorbringenden Urſachen eines jeden ſeyen, und wie vielen Antheil eine jede der zuſammentreffenden Urſachen an ihm habe. Der ſicherſte Weg, um hierbey mit einiger Gründlichkeit zu verfahren, dürfte wohl dieſer ſeyn, daſs wir diejenigen Züge in den Nationalcharakteren, die ſich unter mannigfaltig-veränderten äuſſeren Umſtänden unverloſchen erhalten haben, gröſstentheils

phyſiſchen Urſachen zuſchreiben, diejenigen hingegen, die ſich nach Verſchiedenheit der Verfaſſungen, der Verwaltungsſyſteme, der Religionsmeinungen, der äuſſeren politiſchen Verhältniſſe verändert haben, ſo wie beſonders die verſchiednen Schattirungen und Modificationen, deren jene dem phyſiſchen Einfluſſe unterworfenen Züge fähig ſind, von moraliſchen Urſachen ableiten. Und in der That, durch welche andere Urſachen könnten wir die Stetigkeit der Züge erſterer Art füglicher erklären, als durch phyſiſche Umſtände, die, wenn alles um ſie wechſelt, ſelbſt keinem oder nur einem geringen und unweſentlichen Wechſel unterworfen ſind? Zwar iſt es bekannt, daſs ſich das Clima verſchiedener, beſonders nordiſcher Länder, wie Deutſchlands, innerhalb des Umfangs der Geſchichte zu ſeinem Vortheile merklich verändert hat *); aber dieſe Veränderung iſt bloſs eine Milderung der vorigen Rauhigkeit, keinesweges eine Umſchaffung ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit, und die Länder Europens ſtehen noch immer im Ganzen in demſelben Verhältniſſe der Wärme und Kälte gegen einander, worin wir ſie, ſoweit die Geſchichte reicht, antreffen. Eben ſo iſt zwar der Boden vieler Länder durch den Fleiſs ihrer Einwohner ſehr verbeſſert worden, jedoch ohne dadurch ſeine urſprüngliche Beſchaffenheit, in Anſehung der Arten ſeiner Erzeugniſſe, ſeiner Ergiebigkeit oder

*) *Gibbon hiſt. of the decline etc. T. 1. p. 285. Baſ.*

Kargheit, der Leichtigkeit, womit man ihm Nahrung abgewinnt, und der Mühe, die zu ſeiner Bebauung erforderlich iſt, zu verändern. Andere Länder zeigen dagegen jetzt einen ſchlechteren Boden, — weil der Fleiſs ihrer Bewohner ihm nicht mehr zu Hülfe kommt. Unter allen Urſachen, die auf den Nationalcharakter Einfluſs haben, ſind alſo die phyſiſchen, Clima und Boden, diejenigen, welche am wenigſten weſentliche Veränderungen erleiden, und von dieſen Urſachen ſind alſo höchſt wahrſcheinlich alle die Züge abzuleiten, die ſich im Charakter der Nationen am längſten unverloſchen erhalten, und nur, nach Verſchiedenheit anderer hinzukommender Umſtände verſchiedne Formen annehmen. Dieſe Züge ſind aber keine andern, als diejenigen, welche gleichſam die Grundlage der Nationalcharaktere ausmachen, in der äuſſeren Form des Empfindens- und Denk-Vermögens beſtehen, und ebenfalls in körperlichen Eigenſchaften des Menſchen, in der Miſchung ſeiner Säfte, und der gröſsern oder geringern Beweglichkeit ſeines Bluts gegründet zu ſeyn ſcheinen, — die verſchiednen Temperamente und das mit ihnen zuſammenhängende Verhältniſs der Geiſteskräfte gegen einander. Die Neu-Griechen und Italiäner mögen in noch ſo vielen Stücken ſich von ihren Vorältern unterſcheiden; die Lebhaftigkeit des Temperaments und den hervorſtechenden Hang zu Spielen der Einbildungskraft und der verfeinerten Sinnlichkeit haben ſie doch mit ihnen gemein, nur daſs dieſe

Eigen-

Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüths durch Verfaſſung, Religion, politiſche Schickſale und andre Verhältniſſe eine andere Richtung bekommen haben. Was man auſſer jenen unwandelbaren Grundzügen der Nationalcharaktere von phyſiſchen Urſachen hat ableiten wollen, iſt meiſtens von der Art, daſs es die Vertheidiger eines auch hier geltenden phyſiſchen Einfluſſes zu gänzlich unhaltbaren Folgerungen zwingt, und in mannichfaltige Widerſprüche verwickelt. Geſchichte und Erfahrung zeigen, daſs alle übrigen Züge, ſelbſt die Richtungen jener urſprünglichen Grundzüge, ſich mit der Zeit verändert haben; welcher Unterſchied zwiſchen den ſchwelgeriſchen Athenienſern in Perikles Zeitalter und den einfachen Helden von Marathon, Salamis und Platäa! welcher Unterſchied ferner zwiſchen jenen und den leichtſinnigen, feigherzigen und verderbten Seelen, die ſich dem Philippus, Alexander und ihren Nachfolgern ſo bereitwillig unterwarfen und ſo knechtiſch ſchmeichelten! Welche Tugenden herrſchten in Rom zur Zeit der Cincinnate, Camille, Fabrize, wie dieſer Staat noch von ſeinen Nachbarn bedrängt einer beſtändigen Anſpannung ſeiner Kräfte bedurfte, und wie ſchnell griffen nach dem Sturze Carthago's Habſucht, Ehrgeiz, Schwelgerey überall um ſich, bis unter den Triumvirn jeder Funke republikaniſcher Tugend erloſch! Man wirft den Neu-Griechen und Italiänern im Allgemeinen Falſchheit, Argliſt und kriechende Unterwürfigkeit vor; indeſſen beſaſsen doch die ehe-

maligen Bewohner jener Länder wenigstens zu Einer Zeit die jenen Laſtern gerade entgegengeſetzten Tugenden. Wollte man dieſen Unterſchied dem Clima zuſchreiben, und überhaupt jene Laſter von phyſiſchen Urſachen ableiten, wie es in der That einige Schriftſteller *) gethan haben, ſo müſste man in dem Falle der Griechen und Italiäner annehmen, daſs auch das Clima und der Boden jener Länder ſich in demſelben Maaſse verändert hätten, ja man müſste, um jene Veränderungen im Charakter der Athenienſer und Römer zu erklären, zugeben, daſs dergleichen Veränderungen des Clima und Bodens in eben ſo kurzen Zeiträumen von den Perſiſchen Kriegen bis auf Perikles, von dieſem bis zur Schlacht bey Chäronea, vorgegangen wären. Man ſieht leicht, daſs ſolche Folgerungen die Theorie ſelbſt umwerfen, und es wird hierdurch mehr als wahrſcheinlich, daſs wir alle Veränderungen in den Nationalcharakteren, (die in der That weiter nichts ſind, als die verſchiedenen Richtungen derſelben Gemüthsarten und Geiſtesanlagen nach verſchiedenen Seiten) durch moraliſche Urſachen erklären müſſen.

Wir werden alſo zuvörderſt von dem Clima und Boden, und den Folgen, die aus dieſen unmittelbar und mittelbar flieſsen, dann von dem Einfluſſe der Regierungsformen, Religionsſecten, Erziehungsarten handeln, und endlich die übrigen mehr zufälligen Urſachen in ein Kapitel zuſammenfaſſen.

---

*) *Montesquieu; Falconer Remarks etc. Book 1. ch. 8. S. 6 — 11.*

Erſter Abſchnitt.

Von den Würkungen des Clima.

Es wird kaum nöthig ſeyn, im Voraus zu erinnern, daſs wir Clima hier nicht in der geographiſchen Bedeutung des Worts nehmen, nach welcher die Erde in zwey und dreyſsig Climate oder Himmelsſtriche eingetheilt wird, welche die verſchiednen Abſtufungen der Wärme oder Kälte bezeichnen: zu unſerm Zweck iſt die allgemeinſte Bedeutung dieſes Worts hinlänglich, nach welcher wir darunter nur die verſchiedne Temperatur der Luft, inſofern ſie warm, kalt, oder gemäſsigt iſt, verſtehen. — Den Einfluſs des Clima haben wir ſchon in der Einleitung im Allgemeinen feſtgeſetzt, und ihn auf die Beſtimmung ſowohl der Temperamente oder Gemüthsarten als auch der Form und des Verhältniſſes der Geiſteskräfte gegen einander eingeſchränkt. Es liegt uns alſo jetzt ob, dieſe allgemeine Angabe

durch besondere Data zu erläutern und zu bestätigen.

Was nun die National - Temperamente betrifft, so sehen wir, um bey den auffallendsten Verschiedenheiten stehen zu bleiben, dafs einige Völker sich leichter zu allen Arten von Leidenschaften und Affecten hinreifsen lassen, in allen ihren Handlungen mehr Feuer und Lebhaftigkeit zeigen, so dafs jeder Gegenstand sie ganz einzunehmen und zu beschäftigen scheint, andere hingegen alles mit mehr Ruhe und Kälte unternehmen und ausführen, sich den Leidenschaften weniger und schwerer hingeben, und bey jeder Aeufserung ihrer Thätigkeit sich mehr von Ueberlegung und Klugheit leiten lassen. Jenes ist im Allgemeinen der Fall bey den Bewohnern der südlichen, dieses bey denen der nördlichen Länder, und wir können hieraus den Schlufs ziehen, dafs, je wärmer das Clima eines Landes sey, desto lebhafter, affectvoller und leidenschaftlicher, je kälter jenes, desto ruhiger, gesetzter und bedächtiger, die Bewohner desselben zu seyn pflegen. So sehen wir aus den Erzählungen der Reisenden, dafs z. B. die Aegyptier und Syrier, besonders die von der arbeitenden Classe, in allem, was sie vornehmen, ein aufserordentliches Feuer und grofse Lebhaftigkeit zeigen *), und so kann man sich durch eigene Er-

*) *Volney voy. de Syrie et d'Eg. Tom. II. p.* 277. Derselbe sagt von den Egyptischen Bauern Vol. 1. p. 118. f.

fahrung überzeugen, dafs bey allen Gelegenheiten die ſüdlichen Völker unſeres Welttheils ungleich mehr Lebhaftigkeit und Heftigkeit, als die nördlichen Völker, auch wenn beyde in denſelben Lagen ſind, und dieſelben Gegenſtände des Handelns vor Augen haben, zeigen. Aber dieſe Temperamente ſind immer nur gewiſſe Anlagen uud gleichſam Formen der Gemüther, durch welche die Gegenſtände, auf die ſie ſich richten, noch keinesweges beſtimmt werden. Blos daraus, dafs ein Menſch z. B. ein lebhaftes und ſogenanntes ſanguiniſches Temperament hat, kann ich nicht beſtimmen, ob er zur Wolluſt, zur Rachſucht, zum Zorn oder zu gefühlvoller Liebe, zur Sanftmuth und Menſchenfreundlichkeit geneigt ſey; ich kann blofs ſo viel hieraus ſchlieſsen, dafs, welche Tugenden oder Laſter er auch beſitzen möge, er in ihrer Ausübung mehr Kraft, Lebhaftigkeit und Feuer, als der Phlegmatiker von demſelben Charakter, zeigen werde. Daher haben diejenigen Philoſophen ſehr falſch räſonnirt, die, auf einſeitig verglichene Data der Erfahrung geſtützt,

---

Tout prouve, que ſi le préjugé a ſu leur trouver de l'énergie ſur certains points, cette énergie n'a beſoin que d'être dirigée pour devenir un courage rédoutable. Les émeutes et les ſeditions, que leur patience laſſée excite quelquefois, indiquent un feu couvert, qui n'attend, pour faire exploſion, que des mains, qui ſachent l'agiter.

Vergl. *Hippocr. de aëribus etc. c.* 8.

aus dem lebhaften Temperament einiger Völker auf einen beſtimmten Charakter, wie Neigung zum Zorn, zur Rache und Wolluſt, auf Trägheit, Leichtfertigkeit, Feigheit, geſchloſſen haben. Die Chineſen, Hindus, Araber, Italiäner und Spanier ſind insgeſammt die erſten wenigſtens groſsentheils, Bewohner warmer Landſtriche, an Temperament einander im Ganzen genommen gleich, aber an Charakter ſo verſchieden, daſs man den Chineſern Verſchmitztheit und den Italiänern Rachſucht und Tücke mit Recht vorzuwerfen glaubt, während man die Sanftmuth der Hindus, den Biederſinn der Beduinen und die Ehrlichkeit der Spanier allgemein anerkennt. Den Vorwurf der Feigheit hat den ſüdlichen Nationen beſonders Montesquieu *) gemacht, ein Schriftſteller, der eine genaue Kenntniſs der alten und neuen Geſchichte und der Sitten aller bekannten Nationen mit philoſophiſchem Geiſte verband, in deſſen Munde alſo eine ſolche Behauptung von groſsem Gewichte ſeyn muſs. Indeſſen gründet er doch jene Behauptung mehr auf Schlüſſe und Räſonnement, als auf unbezweifelte Thatſachen; denn von dieſen ſtellt er nur ſolche auf, die ſeine auf Schlüſſe geſtützte Meinung beſtätigen können, ohne ſich derer zu erinnern, welche vielmehr das Gegentheil vermuthen laſſen. Er beruft ſich auf den Er-

*) *Eſpr. des l. livr.* 14. a. m. O. XVII. 2. 3. etc. Vergl. *Falconer* p. 9.

fahrungsſatz, daſs wir während der Hitze des Sommers Erſchlaffung, Mattigkeit und Hang zur Ruhe, hingegen in der kalten Jahrszeit Kraft und Stärke in unſern Körpern, und mehr Unverdroſſenheit im Arbeiten fühlen, und ſchlieſst hieraus, daſs auch die Bewohner warmer Länder ſchlaffere und weichlichere, dagegen die Bewohner kalter, härtere und kraftvollere Körper, ſo wie, wegen des Einfluſſes des Leibes auf die Seele, dieſe mehr und jene weniger Energie und Stärke der Seele beſitzen. Bey dieſem Räſonnement iſt es wenigſtens einigem Zweifel unterworfen, ob ſich von der Wirkung der Wärme und Kälte auf unſere Körper, die wir unter einem ſehr veränderlichen und abwechſelnden Himmelsſtriche wohnen, mit Recht auf die Wirkung ſchlieſsen laſſe, welche dieſelben Eigenſchaften der Luft auf Menſchen äuſſern, welche die eine oder andre mit weniger Abwechſelung empfinden. Wir gehen, obgleich vermittelſt Abſtufungen, aus einem Extrem, der Hitze des Sommers, in das andre, die Kälte des Winters, über; der Eindruck, den unſre Körper erleiden, wird alſo beſtändig unterbrochen, und wir können uns an eine Beſchaffenheit der Luft nie ſo gewöhnen, daſs wir bey Wiederkehr derſelben den Kontraſt nicht aufs neue empfänden; in den ſüdlichen Ländern iſt hingegen die Temperatur der Luft mehr gleichförmig, und geringern Abſtufungen unterworfen; die Körper ihrer Bewohner müſſen ſich alſo mehr an die Wärme und Hitze

gewöhnen, und dem Einfluſſe derſelben weniger unterliegen *). Zweytens ſcheint jenes Räſonnement mehr in Anſehung der beyden Extreme, des äuſſerſten Grades der Hitze in den brennenden Sandwüſten Afrika's, und der äuſſerſten Kälte in Lappland, Spitzbergen und Grönland gegründet zu ſeyn. Wenigſtens zeigen uns die Neger beynahe einen blos kindiſchen Verſtand, eine völlige Abhängigkeit von den Einflüſſen der Sinnlichkeit, und einen gänzlichen Mangel an Energie des Geiſtes; indeſſen zieht man doch ihre körperlichen Kräfte ſo wenig in Zweifel, daſs man ihre Dienſte und Arbeiten durch keine andre Menſchengattung erſetzen zu können glaubt **). Jenem Räſonnement Montesquieu's

---

*) Volney beſtreitet Montesquieu's Meinung noch durch folgende Gründe, Voy. de Syrie II. p. 270.: *Suppoſons le fait, pourquoi, ſous un même ciel, la claſſe des tyrans aura-t-elle plus d'énergie pour opprimer, que celle du peuple pour ſe défendre? Mais qui ne voit, que nous raiſonnons, comme des habitans d'un pays, où il y a plus de froid que de chaud? Si la theſe ſe ſoutenoit en Egypte, ou en Afrique, l'on y diroit: le froid gêne les mouvemens, arrête la circulation. Le fait eſt, que les ſenſations ſont rélatives à l'habitude, et que les corps prennent un tempérament analogue au climat où ils vivent, enſorte qu'ils ne ſont affectés, que par les extrêmes du terme ordinaire.*

**) „Zu den Eigenheiten der Neger gehört die glänzend rothe Farbe ihrer Fibermuskeln, die offenbar ſtärkere Anzie-

zufolge ſollte man auch ſchlieſsen, daſs die Einwohner der kälteſten Länder im Gegentheil den Bewohnern des heiſseſten Erdſtrichs an Energie des Geiſtes und Körpers in eben dem Maaſse überlegen ſeyen, als das Clima ihres Vaterlandes für geiſtige und körperliche Thätigkeit günſtiger ſeyn ſoll: demohngeachtet dürften ſie ſchwerlich vor dieſen einen Vorzug in irgend einer Rückſicht behaupten können. Überhaupt läſst ſich über dieſen Punkt durch bloſses Räſonnement und Schlüſſe nichts ausmachen, und wenn wir die Geſchichte zu Rathe ziehen, ſo finden wir, daſs ſich unter den ſüdlichen Völkerſchaften eben ſo viel Beyſpiele von Muth, Entſchloſſenheit und Tapferkeit, als unter nördlichen, zeigen, und daſs, wenn dieſe zuweilen eine groſse Ueberlegenheit an Muth bewieſen haben, ſie nicht ſowohl durch ihre phyſiſche Lage, als durch die Wirkung anderer, beſonders moraliſcher Umſtände, dazu gelangt ſind. Man denke nur an die, mit der gröſsten Tapferkeit und dem gröſsten Erfolge geführten Kriege der Araber unter Mahomet und den erſten Kaliphen, ſo wie der Türken unter Soliman dem Zweyten! Die Beyſpiele von der Tapferkeit der

---

hungskraft, wie auch die Weiſſe, Feſtigkeit und Schwere ihrer Knochen.“ Brown's Reiſe etc. S. 404. deutſche Ueberſ. Derſelbe Reiſende erzählt an mehrern Orten, wie wenig ſich die Egypter und andre Afrikaner durch die drückendſte Hitze abhalten laſſen, ihre, oft ſchweren, körperlichen Arbeiten fortzuſetzen.

Griechen, Römer und Karthaginenſer, die doch alle ſüdliche Länder bewohnten, auf deren jetzige Bewohner man als auf weichliche, durch das Clima ſelbſt entnervte Menſchen herabſehen möchte, ſind zu bekannt, um einer beſondern Erwähnung zu bedürfen. Die Spanier waren unter Ferdinand dem Katholiſchen und Carl dem Fünften die furchtbarſten Krieger Europa's, und die Portugieſen hatten ehemals kriegeriſchen Geiſt genug, um beynahe alle die Länder in beyden Indien zu erobern, die nachher die Grundlage der Macht Englands und Hollands ausmachten. Der Beyſpiele kriegeriſchen Muths bey ſüdlichen Nationen ſind zu viel, als daſs man ſie für Ausnahmen erklären und bloſs für Beweiſe der Möglichkeit, die natürlichen Wirkungen des Clima's zu mildern und zu beſiegen, ausgebeu könnte. Daſs aber der Gang der Eroberungen immer mehr vom Norden aus gegen Süden gerichtet war, läſst ſich daraus erklären, daſs die nördlichen Eroberer mehr durch Mangel und Bedürfniſſe aus ihren unfruchtbaren Gegenden nach den glücklichern Südländern gedrängt wurden, und daſs ihre militäriſche Einrichtung und Organiſation zu der Zeit, wo ſie ihre Eroberungen ausführten, beſſer als die ihrer unterjochten Nachbarn war. Aber als Folgen des Clima's können weder dieſe, noch auch die kriegeriſchen Thaten der ſüdlichen Völker betrachtet werden. Bey den Arabern war es Religions-Enthuſiasmus, durch die Vorſtellungen ſinnlicher

Belohnungen geweckt, bey den Türken die Fortdauer des in ihrem ehemaligen Nomaden-Zuſtande gegründeten Triebes nach Ausbreitung, was ſie in den Stand ſetzte, groſse Kriegsthaten und Eroberungen zu vollbringen. Die Römer wurden durch ihre Lage unter lauter feindlichen und unruhigen Stämmen zum kriegeriſchen Volke gebildet, und hatten ihre Ueberlegenheit über dieſelben theils der Uebung, und theils der politiſchen Einigkeit zu danken, welche ihre frühe Organiſation und ihre Vereinigung unter einem Oberhaupte ihnen verſchaffte. Daſſelbe war der Fall bey den Spaniern, zum Theil auch bey den Portugieſen; bey dieſen kam noch das Feuer und der Eifer hinzu, der ſich jedesmal zeigt, wenn der Geiſt eine neue Richtung bekommen hat, und welcher durch das Gelingen der erſten Unternehmung von der Art erhöht wird. Daſs die Griechen in ihren Kriegen mit den Perſern den letztern ſo überlegen waren, beweiſst nur, was Freyheitsſinn und das Bewuſstſeyn, daſs man für ſein eignes Intereſſe kämpfe, über die zahlreichſten Schaaren vermögen, die nur leidender Gehorſam zuſammenhält und ein hohles Wort des Herrſchers, nicht ihr Gemüth treibt.

Ob nun aber gleich Muth und Tapferkeit nicht von der Wärme oder Kälte des Climas abhangen, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daſs ſie unter warmen Himmelsgegenden einen ganz andern Anſtrich, als unter kalten, haben. Die Tapferkeit der ſüdlichen

Nationen ist gewöhnlich heftiger, leidenschaftlicher und stürmischer, als bey den nördlichen Völkern; und daher ist sie bey jenen von Natur beym ersten Anfall unwiderstehlicher, bey diesen ausharrender, obgleich Kunst und Disciplin sie auch bey jenen unverdrossener und anhaltender machen kann.

Wenn wir nun nach dem Grunde forschen, warum die Bewohner südlicher und warmer Länder ein lebhafteres und feurigeres Temperament, als die der nördlichen und kalten, haben, so bietet sich die Auflösung beynahe von selbst dar, dass dieses in der grösern Reizbarkeit der Sinne liege. Zwar sind alle Menschen im Durchschnitt mehr geneigt, dem Antriebe ihrer Sinne zu folgen, als, im Falle des Zusammenstosens, den Eingebungen der Vernunft; aber bey lebhaften Menschen sind die Foderungen der Sinnlichkeit stärker und dringender, und eben dieses Uebergewicht der Sinnlichkeit ist es, welches die Lebhaftigkeit des Temperaments erzeugt. Daher sind bey solchen Menschen alle Leidenschaften und Gemüthsbewegungen heftiger, alle Eindrücke der Sinne eingreifender; und daher ist bey den südlichen Nationen der Hang zu allem, was die Sinne kitzelt und ergötzt, in demselben Grade stärker und unwiderstehlicher, als die Macht der Vernunft und Überlegung vergleichungsweise beschränkter und schwächer ist. An keinem Beyspiele zeigt sich dieser Unterschied deutlicher, als in der verschiedenen Heftigkeit, womit die südlichen und nördlichen

Nationen den Trieb zum Genuſs der Liebe zu befriedigen ſuchen. Schon Ferguſon *) hat gezeigt, wie die Leidenſchaft der Liebe abnimmt, je weiter man ſich von den Wendekreiſen, wo ſie am heftigſten iſt, nach Norden entfernt; doch rührt die gröſsere Heftigkeit dieſer Leidenſchaft in warmen Ländern auch wahrſcheinlich mit von dem Leichtſinn, den das üppigere Wachsthum und die gröſsere Ergiebigkeit des Bodens dort zu erzeugen pflegt, her, ſo wie die Schwierigkeit, ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen, mehr als ein Fehler in der phyſiſchen Organiſation, die Kälte in der Geſchlechtsliebe bey dem Nordamerikaniſchen Wilden hervor bringen mag **). Vielleicht liegt in dieſem Hange zur Sinnlichkeit auch zum Theil die Urſache, warum beſonders die morgenländiſchen Nationen, wie die Araber, Hindus, Chineſen, ſo ſtandhaft bey ihren einmal eingeführten Gewohnheiten, Gebräuchen und Sitten beharret ſind. Je mehr der Geiſt durch Sinnlichkeit geleitet wird, deſto mehr ſcheuet er ſich, die einmal angetretene Bahn zu verlaſſen, und ſich an eine neue Richtung zu gewöhnen; auch hat jede Sache und jeder Gebrauch, je älter er iſt, deſto mehr den Anſtrich des Ehrwürdigen, und dieſes macht auch auf ſinnliche Gemüther einen

*) *Hiſt. of civil ſociety*, S. 176. Baſeler Ausg.

**) S. *Millar on ranks p. 14. ed. Baſil.*

ſtarken Eindruck. — Daher läſst es ſich auch einigermaſsen erklären, warum bey den Morgenländern beynahe nur deſpotiſche Regierungsformen ſtatt gefunden haben, und Begriffe von bürgerlicher Freyheit ihnen ganz fremd zu ſeyn ſcheinen. Ein Menſch, deſſen Gemüth unter der Gewalt der Sinnlichkeit ſteht, iſt zufrieden, wenn nur ſeinen ſinnlichen Genüſſen kein Abbruch geſchieht; die Befriedigung der Sinnlichkeit wiegt bey ihm alles das Unangenehme auf, das aus ſeinen übrigen ſelbſt vernunftwidrigen Verhältniſſen für ihn entſtehen mag. Hiezu kommt noch der Glanz, womit die Herrſcher des Orients ihre Throne umgeben, und der immer deſto mehr Eindruck macht, je weniger der Geiſt ſich zum Nachdenken zu bequemen, geneigt iſt. Aber dieſes ſind die Urſachen der ſclaviſchen Geſinnung unter den Morgenländern nicht allein, ſo wie auch ihre überwiegende Neigung zum ſinnlichen Genuſs nicht die Folge des wärmern Clima's allein iſt; mehrere andere Urſachen, worunter die Leichtigkeit, ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen, eine der vornehmſten iſt, treffen zuſammen, um die Tendenz des Clima's zu unterſtützen.

Wo die Sinnlichkeit überwiegend iſt, da iſt zu erwarten, daſs auch die Einbildungskraft, als das Vermögen ſinnliche Eindrücke zu erneuern und in den mannichfaltigſten Formen und Verbindungen frey wieder darzuſtellen, eine vorzügliche Stärke erlange. Und in der That finden wir, daſs die Werke der

Einbildungskraft unter den ſüdlichen Nationen ſowohl am früheſten entſtanden, als auch am meiſten betrieben worden ſind. Dichtkunſt und Muſik entſtanden, jene ſelbſt vor jeder andern Art ſich auszudrücken, in Jonien, Griechenland, Italien und Sicilien, und noch jetzt unterſcheiden ſich die Einwohner jener, ſo wie überhaupt aller ſüdlichen, Länder durch eine gröſsere natürliche Fähigkeit und einen ſtärkern Hang, alle ihre Empfindungen und Gedanken auf eine Art auszudrücken, die der anſchaulichen ſinnlichen Darſtellung am nächſten kommt. Daher der Gebrauch der Tropen und Redefiguren, ſo wie der Allegorie, deren ſich beſonders die Morgenländer, auch wenn ſie zum Verſtande und der Vernunft ſprechen wollen, nicht gehörig zu enthalten wiſſen. Zwar bedienen ſich auch die Wilden in Nordamerika und andern Gegenden, der Allegorie bey jeder Gelegenheit; aber bey ihnen ſcheint dieſes mehr eine Folge der Armuth ihrer Sprachen und des Mangels an Cultur zu ſeyn, da hingegen die cultivirtern Morgenländer ſie gefliſſentlich als ein Mittel, ſich ſtärker und wärmer auszudrücken, aufſuchen und gebrauchen. Nun haben zwar auch die nördlichen Länder, beſonders Deutſchland und England, Dichter hervorgebracht, die in den meiſten Fächern denen der ſüdlichen Länder an die Seite geſetzt zu werden verdienen; allein theils iſt das Talent nicht ſo ſehr über die ganze Nation verbreitet, theils hat auch die Poeſie der nördlichen Völker

einen ganz andern Anſtrich; ſie beſteht mehr in einem Spiel mit Ideen des Verſtandes und der Vernunft, da hingegen die Gedichte der ſüdlichen Nationen mehr unmittelbare Gefühle darſtellen. In keinem Falle zeigt ſich aber vielleicht der Einfluſs des Climas deutlicher, als in eben dieſem Talent zur Dichtkunſt und überhaupt zur Darſtellung des freyen Spiels der Einbildungskraft. Von den, wegen ihrer Fähigkeit zu Spielen der Einbildungskraft ausgezeichneten Nationen, bedienen ſich diejenigen, die am ſüdlichſten wohnen, der Allegorie und aller Arten figürlicher Ausdrücke in ſolchem Maaſse, daſs ſie ihre Reden, Gedichte und Schriften vielmehr damit überladen, als ausſchmücken; daher der ſchwülſtige und pomphafte Stil der Morgenländer, der ſchon vor Alters unter dem Namen des Aſiatiſchen, bekannt war. Erſt unter einer nördlicheren Breite, in Griechenland, Klein-Aſien und zum Theil auch Italien, wurden die Anſprüche der Einbildungskraft und die Foderungen des Verſtandes auf eine gleichmäſsigere Art befriedigt, und ein Mittelweg gefunden, in deſſen Beobachtung man zu allen Zeiten den ächten Geſchmack geſetzt hat. Weiter gegen Norden verliert die Einbildungskraft immer mehr an Stärke und an Einfluſs; die Dichtkunſt der Franzoſen entbehrt die warmen und kräftigen Züge, wodurch ſich die Italiäniſchen Dichter auszeichnen; die Einbildungskraft iſt bey ihnen immer durch den Verſtand gezügelt, und den Ge-

ſetzen des Schicklichen, Paſſenden und der Convenienz untergeordnet; daher enthalten ihre Gedichte, beſonders von den ernſthaftern Gattungen mehr ein gefälliges und unterhaltendes Spiel des Witzes (*eſprit*), als wahren dichteriſchen Schwung und Geiſt. So wie ſie aber an dichteriſchem Talente hinter ihren ſüdlichen Nachbarn zurückſtehen, ſo übertreffen ſie hingegen die nördlichern Völker an Geſchmack, d. h. an der Gabe, das Richtige und Paſſende im Ausdrucke, den Gedanken und im Umgange leicht zu fühlen und darzuſtellen, und es iſt eine richtige Bemerkung Hume's, daſs, obgleich die Engländer an Tiefſinn und Schärfe des Geiſtes von keinem Volke übertroffen werden, ſie doch in der Eigenſchaft des Geiſtes, welche alle übrigen vereinigt, den Franzoſen nachſtehen müſſen *). Die Dichtkunſt der nördlichen Völker, der Deutſchen und Engländer, iſt mehr von der erhabenen Art, d. h. ſie beſchäftigt ſich mehr mit Ideen der Vernunft, und die Einbildungskraft trägt bey ihnen ein ernſthafteres Gepräge. Dichteriſches Talent iſt aber nur da auf dem höchſten Gipfel, wo, wie bey den Griechen und Italiänern, ſich die Einbildungskraft aller Gattungen bemeiſtert, und Ideen der Vernunft und Verſtandesbegriffe ſowohl, wie bloſse Gegenſtände der Sinnlichkeit, unter ihre Geſetze zieht. Dieſem zufolge könnte man die Dichtkunſt bey den

*) *Hume Eſſays T. I. p. 84.*

Griechen, als das Product der reinen Einbildungskraft, bey den Franzoſen des Verſtandes und bey den Deutſchen und Engländern der Vernunft betrachten.

Dieſen Betrachtungen zufolge bewirkt alſo das Clima eigentlich nur die Grundlage der Nationalcharakterè, ohne auf die verſchiedne Art, wie dieſelbe modificirt wird, Einfluſs zu haben. Um alles bisher Geſagte in ein Reſultat zuſammen zu faſſen, ſo beſtimmt das Clima das Verhältniſs der Sinnlichkeit und der untern gegen die obern Erkenntniſskräfte und vermittelſt dieſes die Temperaments-Eigenthümlichkeiten der Nationen. Aus dieſem Verhältniſſe ergeben ſich, als Folgen, wieder andre Charakterzüge. So iſt zu erwarten, daſs eine Nation, bey welcher die Sinnlichkeit vorzüglich einen gewiſſen Grad von Reizbarkeit und Stärke erreicht hat, auch, im Ganzen genommen, eine natürliche Neigung zu Leichtſinn und Flatterhaftigkeit haben müſſe; denn Leichtſinn iſt die Leichtigkeit, womit das Gemüth alle äuſſern, auch die verſchiedenartigſten Eindrücke, ſo wie ſie ſich ihm darbieten, aufnimmt; dann kann aber jeder Eindruck nur leicht vor der Seele vorüber gleiten und keine daurende Spur zurücklaſſen; bey der Stimmung der Seele aber, wo äuſſere Eindrücke ſich tief eingraben, findet Leichtſinn weniger ſtatt. Daher ſind die Franzoſen wegen ihres Leichtſinns allgemein bekannt; bey den ſüdlichern Völkern ſind dagegen Beyſpiele von lange

bis zur geſchickten Zeit verhaltenen Leidenſchaften am häufigſten.

Eine andere Folge des lebhaften Temperaments und des durch Einbildungskraft geſtimmten Geiſtes iſt Neigung zur Schwärmerey oder zur leidenſchaftlichen Beſchäftigung mit Ideen, deren Gegenſtand jenſeits der Gränzen unſeres Erfahrungskreiſes vorgeſtellt wird, und deren Einfluſs aufs Gemüth dieſes ſelbſt zu den Geſchäften dieſes Lebens untüchtig und unaufgelegt machen. Zum Beweiſe hievon dient das Mönchsweſen, welches in dem heiſsen Clima Aegyptens entſtand, und vorzüglich in den ſüdlichen Gegenden von Europa und Aſien ſeinen Sitz genommen hat *).

Indeſſen muſs man bey dieſen Betrachtungen nicht auſſer Acht laſſen, daſs der Einfluſs aller dieſer Wirkungen des Clima's durch das Zuſammentreffen mit andern Urſachen beſtimmt und modificirt wird, daſs ſie durch entgegenwirkende Urſachen aufgehoben und durch gleichartige verſtärkt werden, endlich auch, daſs andere Urſachen ähnliche Wirkungen ohne oder ſelbſt gegen die Tendenz des Clima's hervorbringen können.

---

*) *Monteſqu. Eſpr. d. loix XIV. 7. Gibbon hiſt. etc.* **T. VI. p. 193. ſqq. Baſeler Ausg.**

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Einfluſſe des Bodens auf die Nationalcharaktere.

Die Verſchiedenheiten des Bodens können aus dreyerley Geſichtspunkten betrachtet werden, erſtlich in Anſehung der Lebensarten, die er veranlaſst, iuſofern er zum Ackerbau zur Viehzucht oder zur Jagd am geſchickteſten iſt; zweytens in Anſehung ſeiner Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit; drittens in Anſehung des Eindrucks, den ſeine übrige Beſchaffenheit und Geſtalt, als gebirgig oder flach, von groſsen und ſchiffbaren Strömen durchſchnitten oder trocken, und ſein äuſſeres Anſehen, als reich an erhabenen oder blos ſchönen Gegenſtänden der Natur, mit mannigfaltigen und abwechſelnden Ausſichten, geſchmückt oder einförmig, auf das Gemüth machen dürfte. Hiezu kommt

noch eine vierte Rückſicht, die nicht ſowohl den Boden, als vielmehr das Land, das eine Nation bewohnt, in Anſehung ſeiner Gröſse und Lage als Inſel, Küſtenland oder feſtes Land, betrifft. Jede dieſer Eigenthümlichkeiten des Bodens oder des Landes hat ihre beſondern Wirkungen auf den Charakter der Nation, die darauf oder darin wohnt; Wirkungen, welche zwar in der Natur ſelbſt gröſstentheils verbunden ſind, die es aber rathſam iſt, in der philoſophiſchen Unterſuchung beſonders zu betrachten, nur eine jede genauer beſtimmen zu können. Viele dieſer Eigenſchaften des Bodens haben auch das Beſondere, daſs ſie nicht in ihren nächſten Wirkungen, alſo unmittelbar, ſondern erſt vermittelſt dieſer Wirkungen ihren Einfluſs auf den Charakter der Nation äuſſern. Wenn z. B. ein Land beſonders zur Viehzucht geſchickt iſt, ſo iſt hievon die unmittelbare Folge, daſs das Volk, welches darin wohnt, ein nomadiſches Hirtenleben führt; allein dieſes giebt an und für ſich noch keine Eigenthümlichkeit im Charakter der Nation zu erkennen; erſt die durch die Art des Bodens unmittelbar beſtimmte Lebensweiſe der Bewohner (und alſo der Boden mittelbar durch dieſe) beſtimmt den Nationalcharakter. Andere Eigenſchaften des Bodens, wie das Verhältniſs, in welchem die Anſicht eines Landes zu dem Schönheitsgefühle ſteht, haben einen unmittelbaren Einfluſs; andre haben, neben ihrem unmittelbaren Einfluſſe noch einen mittelbaren, wie

Fruchtbarkeit unmittelbar auf die Thätigkeit der Einwohner, mittelbar aber durch die Volksmenge, die sie begünstigt, auf die schnellere Entwickelung der Geisteskräfte einer Nation wirkt.

Es ist natürlich, dass ein Volk, so lang es sich selbst überlassen ist, diejenige Lebensart, und diejenigen Mittel des Unterhalts wählt, wozu die Art und Erzeugnisse des Bodens, den es bewohnt, ihm die nächste Veranlassung geben. Ein Volk, dessen Land in seinen Wäldern eine grosse Menge Wild ernährt, und auf seinem morastigen oder dürren Boden keine hinreichende Anzahl nährender Pflanzen und Früchte trägt, wird zuerst seinen Unterhalt in der Erlegung der Thiere, ein anderes, dem auch jener Nahrungszweig fehlt, das aber an der See oder fischreichen Strömen wohnt, im Fischfange finden; dasjenige, welches in seiner Heimath viele zahme oder leicht zu zähmende Thiere, und wenig Wild, weit ausgedehnte Triften und Weiden, und keine Waldungen findet, wird seine zahmen Hausthiere zur Speise gebrauchen, und den nöthigen Vorrath von Nahrungsmitteln durch Wartung und Pflege derselben zu erhalten suchen; endlich wird ein Volk auf einem Boden, der jene beyden Nahrungsmittel gar nicht oder nur kärglich darbietet, und hingegen nahrhafte Pflanzen und Früchte

in Menge und von ſelbſt hervorbringt, leicht darauf fallen, jenen natürlichen Wink des Bodens zu benutzen und die Erzeugniſſe deſſelben durch Ackerbau zu vervielfältigen.

Dieſes ſind die vorzüglichſten Arten, auf welche die Völker urſprünglich ihren Lebensunterhalt ſuchen; denn Handel iſt in der Geſtalt, worin er Einfluſs auf den Nationalcharakter bekömmt, eine Frucht der Cultur. Es iſt aber ungezweifelt und durch die Erfahrung bewährt, daſs jede Art der Beſchäftigung, der ſich ein Menſch ausſchlieſslich oder vorzugsweiſe widmet, demſelben ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt; und ſo wird alſo jede Nation, ſo lang ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, einen ihrer Lebensweiſe angemeſſenen Charakter zeigen. Dieſe Lebensweiſen und Arten der Beſchäftigung können aber in verſchiedener Rückſicht den Charakter beſtimmen, einmal, inſofern jede Beſchäftigung dem Geiſte eine ihr analoge Wendung giebt, zweytens, inſofern die eine mehr, die andere weniger Anſtrengung, und zwar die eine von Seiten des Körpers, die andere von Seiten der Seele, und wieder andere von beyden Seiten erfordern, drittens inſofern ſie in verſchiednem Verhältniſſe zur Wohlhabenheit und zum Reichthume ſtehen, die eine mehr, die andere weniger zur Entwickelung der Begriffe vom Eigenthum führt, und in verſchiedenem Maaſse Ungleichheit im Vermögen, Range und Anſehen entſtehen laſſen; viertens endlich, inſofern ſie auf die Volks-

menge Einfluſs haben, und dieſe entweder befördern oder zurückhalten.

Die Richtung, die eine Beſchäftigung durch ihre eigenthümliche Beſchaffenheit dem Gemüthe des Menſchen giebt, iſt zwar im Groſsen, im Verhältniſs zu andern wirkenden Urſachen, gering, und das Verhältniſs der Urſache zur Wirkung zweifelhaft und unſcheinbar; deſto augenſcheinlicher und ſtärker iſt aber dieſer Einfluſs bey einzelnen Menſchen. Daſs die Fleiſcher, zum Beyſpiel, durch die Gewöhnung an das Schlachten der Thiere, Gefühlloſigkeit, Härte, Rohheit und Grauſamkeit annehmen, wird als ſo ausgemacht angeſehen, daſs in England dieſe Klaſſe von Menſchen von den Gerichten, wo über Leben und Tod ausgeſprochen wird, ausgeſchloſſen ſind. Etwas ähnliches findet bey den Jägern ſtatt, beſonders wenn die Jagd auf die Verfolgung des kleinern und keines Widerſtandfähigen Wildes eingeſchränkt iſt. Es iſt alſo wenigſtens keine ganz grundloſe Vermuthung, daſs ganze Nationen, die gröſstentheils von jenen Beſchäftigungen leben, eine ähnliche Richtung des Geiſtes durch dieſelben bekommen. In der That ſind die Jagdvölker die wildeſten, roheſten und grauſamſten von allen, gegen ihre Feinde jeder Härte fähig, und im Kriegführen eben ſo ſehr zu Hinterlift und Verrätherey, als zu offener Gewalt geneigt; denn der glückliche Erfolg ihrer Jagd hängt eben

so sehr von List und Überraschung, als von Stärke ab. Ein anderes Beyspiel von der Verähnlichung der Sitten und des Charakters mit der Art der Beschäftigung, findet sich beym Soldatenstande. Die Gewöhnung an Gefahren aller Art, und die Offenheit, welche die Kriege policirter Völker in gewissem Grade nicht nur zulassen, sondern erfordern, machen den Soldaten unerschrocken und muthig, offen, treuherzig und gerade, und eben diese Eigenschaften wird eine Nation besitzen, welche in grosse und gefährliche Kriege verwickelt gewesen ist. Die Sorgfalt, die zur Erhaltung, Vermehrung und zum Gedeihen der Heerden erfordert wird, und besonders bey der Wartung und Pflegung der Jungen statt findet, muss, da die ganze Art der Beschäftigung auf das Erhalten und Pflegen gerichtet ist, auch dem Charakter eine gewisse Milde und Sanftmuth mittheilen, die sich auch vorzüglich bey den Schweizerischen Alpenbewohnern zeigt. Doch kann sich diese Wirkung nur bey ansässigen Hirtenstämmen äussern; bey denjenigen Nationen, deren ganzer Reichthum in Heerden besteht, die in einer grosen Strecke Landes beständig herumstreifen, oft Weide- und Tränkplätze mit den Waffen in der Hand erkämpfen, und stets gegen feindliche Überfälle gerüstet seyn müssen, wird sie durch eben diese kriegerischen Anstalten sehr vermindert und gehemmt. Indessen ist vielleicht die Gastfreyheit und der Edel-

muth der ſonſt ſo rauhen und räuberiſchen Beduinen zum Theil dieſer Urſache zuzuſchreiben *).

Ausgebreiteter und wichtiger iſt der Einfluſs, den die Lebensarten durch ihr Verhältniſs zu der Anſtrengung des Geiſtes oder Körpers auf den Menſchen äuſſern. Je mehr eine Lebensart und Beſchäftigung der Beyhülfe körperlicher oder geiſtiger Kräfte benöthigt iſt, deſto mehr wird der Menſch veranlaſst, dieſe zu üben und auszubilden, und eine Lebensart iſt der Cultur deſto günſtiger, je mehr ſie das natürliche Gleichgewicht zwiſchen den körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten erhält, ſo wie die Menſchen in dem Zuſtande am roheſten ſind, in welchem ſie bloſs zur Vervollkommnung ihrer körperlichen Fertigkeiten Anlaſs finden. Das Jagdleben erfordert und erzeugt zwar Stärke und Gewandtheit des Körpers, ſo wie Schärfe aller ſinnlichen Werkzeuge, aber es läſst den Geiſt ganz unthätig und leer; denn der liſtigen Kunſtgriffe, um die Thiere zu fangen, ſind zu wenig, und dieſe wenigen zu einförmig, als daſs ſie dem Geiſte Anlaſs zum Nachdenken geben, und nicht vielmehr alles der Gewohnheit unterwerfen ſollten. Daher erklärt es ſich, wie die ſonſt im Verfolgen der Thiere und Kriegführen ſo unverdroſſenen Jagdvölker ſich nach Erwerbung des Nothdürftigen ſo ganz einer unthäti-

*) Eine treffende Vergleichung der Beduinen und Nordamerikaniſchen Wilden ſ. bey *Volney voy. en Syrie T. I. p.* 242.

gen Ruhe hingeben können *). Bedürfniſſe ſind die Quelle der Thätigkeit, und, ſobald der Wilde ſich ſeiner täglichen Nahrung verſichert hat, bleiben ihm keine Bedürfniſſe zu befriedigen mehr übrig. Aber völlige und fortdaurende Unthätigkeit iſt der menſchlichen Natur eben ſo ſehr zuwider, als fortdaurende Arbeit; ſo gering auch die Geiſteskräfte eines Menſchen ſeyn mögen, ſo iſt doch dieſer ſo ſchwache Funken hinreichend, ihn von Zeit zu Zeit in Thätigkeit zu ſetzen, und Beſchäftigung ſuchen zu laſſen. Daher die Leidenſchaft des Spiels bey den alten Deutſchen und den Nordamerikaniſchen Wilden **); denn Glücksſpiele treiben gerade am meiſten die Leidenſchaften im Wechſel herum, und befördern das Lebensgefühl, ohne der Mitwirkung des Verſtandes zu bedürfen. Auch der Körper fühlt zu Zeiten das Bedürfniſs der Bewegung und Kraftäuſſerung, und dieſes deſto öfter und dringender, je mehr ſeine Kräfte durch Übung und Geſundheit geſtärkt ſind. Daher der unruhige Geiſt der Germanen und Canadier, ihr Hang zu Streifereyen und Kriegszügen, der die erſtern antrieb, wenn ihr eigener Stamm Frieden genoſs, im Dienſte anderer Völkerſchaften ihr Leben zu wagen †).

---

*) *Tacit. Germ.* 15. *Carver's Travels p.* 244.

**) *Tacit. Germ.* 24. *Carver p.* 244.

†) *Tacit. Germ.* 14. Vergl. *Caeſar B. G. IV,* 1. *Carver p.* 298.

Mehr Veranlaſſung zur Übung der Geiſtesfähigkeiten findet der Nomade in ſeinem Hirtenleben. Obgleich dieſer ſeine körperlichen Kräfte zu Beſchützung der Heerden gegen feindliche Überfälle und wilde Thiere, und zur Behauptung und Erkämpfung ſeiner Weideplätze ebenfalls ſehr nöthig hat, ſo iſt doch ſelten eine ſo groſse Anſtrengung derſelben erforderlich, daſs nur eine vollkommne Unthätigkeit ihren Abgang erſetzen könnte; ihre Ruhe und Erholung ſchlieſst alſo die Beſchäftigung mit andern Gegenſtänden nicht ſo ganz aus, als bey den wilden Jagdvölkern. Dahingegen erfordert das Wohlſeyn der Heerden eine anhaltende, obgleich nur mäſsig geſpannte Aufmerkſamkeit, und der Geiſt, der einmal aufgeregt iſt, fühlt bald das Bedürfniſs der Beſchäftigung, und wendet ſich auch auf Gegenſtände, die ihn blos wach erhalten, ohne in unmittelbarer Verbindung mit dem Lebensunterhalte zu ſtehen. Daher hat das Hirtenleben ſchon viel mehr Veranlaſſung zur Cultur; in ihm finden wir den erſten Urſprung der Dichtkunſt, beſonders von der ſanftern Gattung; auch die Kenntniſs der Natur, des Pflanzen- und Thierreichs, ſo wie des geſtirnten Himmels entſteht in ihm zuerſt *). Zu welchem Grade aber die Cultur bey dieſer Lebensart gedeihen ſolle, hängt ſehr von andern begleitenden Umſtänden, wie von der Nachbarſchaft ſtreit-

*) *Cic. Divin.* I, 42. *Falc. p.* 337.

barer und kriegerischer oder sanfter und friedlicher Völker ab.

Unter allen obengenannten Lebensarten aber gewährt keine mehr Hülfsmittel zur Entwickelung der Geisteskräfte, als die der Ackerbauer. Die körperlichen Arbeiten sind bey dieser weniger erschöpfend, und gehen weniger auf die Erweckung wilder und ungestümer Leidenschaften. Desto mehr ist der Geist auf die Vortheile gerichtet, die man bey der Anbauung des Bodens benutzen kann; er wird gereizt, sich die Kenntniss derselben durch wiederholte Erfahrungen zu erwerben, vermittelst derselben die bequemste Zeit zur Aussaat, die Maasregeln der Vorsicht in Wartung der Pflanzungen, in der gehörigen und nach eines jeden Bedürfnissen berechneten Geniessung der gewonnenen Früchte und in der Benutzung der eignen Erzeugnisse zur Befriedigung anderer Bedürfnisse, endlich die kräftigsten Vorkehrungen gegen Miswachs und Wetterschäden zu bestimmen. So gewöhnt sich der Mensch auf alle Erscheinungen und Veränderungen der ihn umgebenden Natur zu achten, seinen Vortheil nicht blos nach dem augenblicklichen Genusse, sondern für die Zukunft zu berechnen, Erfahrungen zu abstrahiren und im Zusammenhange zu ordnen, mit einem Worte, ein planmäfsigeres, von äusseren Umständen weniger als von Grundsätzen abhängiges Leben zu führen. Hiezu kommt, dafs der Landbau mehr, wie irgend eine andre Lebensart, mancher-

ley zusammengesetzte und künstliche Werkzeuge erfordert, hiedurch die Entstehung von Handwerken und Künsten befördert, und durch die Mannigfaltigkeit derselben die Trennung der Stände und Gewerbe, die grösere Vervollkommnung dieser und die Erweiterung des Ideenkreises begünstigt. Auf diese Art wird unter den Landbauern, wenn die Beschaffenheit des Bodens ihren Bemühungen nur einigermasen entspricht, bald ein allgemeiner Geist der Thätigkeit rege, der sich zwar anfänglich als Hang zur Veränderung und als unruhiges Treiben äussert, aber doch allmählich zum eigentlichen Standpunkte der Menschheit führt. Wie sehr diese Betrachtungen mit der Geschichte zusammenstimmen, beweist der Umstand, dass alle Wissenschaften und Künste zuerst bey ackerbauenden Völkern entstanden, ausgebildet und vervollkommnet worden sind; Aegypten war von jeher als die Wiege der Künste anerkannt, in Indien bildete sich, so wie in Ägypten, schon in den frühesten Zeiten ein eigner Stand der Gelehrten *), dergleichen auch die Gallier zu Cäsars Zeiten an ihren Druiden hatten **). Auch übertreffen diejenigen Einwohner der Südinseln, die grösstentheils vom Ertrage ihres Bodens leben, nach dem Zeugnisse der Reisenden, die übrigen weit an Verstand und Überlegung. Wahrscheinlich rührte

*) *Strabo p. 703. 717. ed. Almelov.*

**) *B. G.* VI.

also auch der Unterschied, der schon zu Cäsars Zeiten zwischen den Germanen und Galliern statt fand, von keiner andern Ursache her, als weil der Gallische Boden bey seiner Fruchtbarkeit vorzüglich zum Ackerbau einlud, da hingegen Germaniens Wälder, Sümpfe und Moräste diesem grosse Hindernisse entgegensetzten, und vorzüglich nur zum rohen Jagdleben Veranlassungen darboten. Daher hatten nach Cäsars Berichte die Gallier eine vorzügliche Gewandtheit und Regsamkeit des Geistes, dabey aber auch Wankelmüthigkeit, Liebe zur Veränderung, und eine beynahe kindische Neugierde, lauter Eigenschaften, die sich auch bey den Bewohnern der freundschaftlichen und Gesellschaftsinseln in hohem Grade finden.

Dieses scheinen die Wirkungen des Landbauerlebens im Allgemeinen zu seyn; sie hängen aber dem Grade nach, sehr von der Leichtigkeit ab, womit der Boden zu den vorhabenden Zwecken benutzt werden kann. Ein ergiebiger Boden erfordert weniger Anstrengung der körperlichen und Verstandeskräfte, so wie hingegen ein karger Boden diese mehr, oft bis zur Erschöpfung, anspannt, und da jene Lebensart nur insofern Einfluss auf den Charakter des Menschen hat, als sie die Übung der körperlichen und geistigen Kräfte veranlasst und begünstigt, so muss auch das verschiedne Verhältniss, in welchem der Gewinn zu der dabey aufzuwen-

denden Mühe ſteht, einen verſchiedenen Einfluſs äuſſern.

Wenn es irgendwo ein Land gäbe, deſſen Boden alle den Einwohnern nöthigen Mittel des Unterhalts ſchon von ſelbſt, und ohne ihrer Mitwirkung dabey zu bedürfen, in hinlänglichem Maaſſe hervorbrächte, ſo würden die Bewohner dieſes Landes, weit entfernt, zu der höchſten Stufe der Cultur und früher, als andre, zu gelangen, vielmehr in grober Trägheit, Gefühlloſigkeit, Stumpfſinn und Unwiſſenheit verſinken, und die Dichtung von einem goldenen Zeitalter, wo die Menſchen ohne alle Sorge für ihren Unterhalt, und von der Natur ſelbſt ohne ihr eigenes Zuthun in allen ihren Bedürfniſſen befriedigt, in himmliſcher Unſchuld, ungetrübter Fröhlichkeit und ewigem Frieden lebten, iſt zwar für die Einbildungskraft ſchon gebildeter Menſchen, die ſich im Fortſchreiten zu höherer Bildung und in der Vereinigung der Cultur mit reinem Genuſſe durch Nahrungsſorgen ſtets gehemmt fühlen, reizend, an ſich ſelbſt aber, und von der Vernunft beleuchtet, widerſprechend; denn nur durch Übung ſeiner Kräfte, durch Mühe und Arbeit kann der Menſch zu der Cultur gelangen, die ſein Zweck iſt. Eben ſo würde ein Boden, der den Menſchen, auch bey dem angeſtrengteſten Fleiſse, nur dürftig ihren Unterhalt verſchaffte, und deſſen Armuth durch kein benachbartes reicheres Land erſetzt werden könnte, ſeine Bewohner in dumpfer gefühlloſer Unthätigkeit,

wie

wie die Pescheräs des Feuerlandes zurückhalten; denn ohne Hoffnung eines guten Erfolgs verliert Arbeit allen Reiz.

Es verhält sich hierin mit ganzen Nationen, wie mit einzelnen Menschen. Diejenigen, welche in Reichthum und Überfluss geboren, und bey ihrer Erziehung selten oder nie auf die Befriedigung eines ihrer Wünsche zu warten gehabt haben, sind gewöhnlich an Geist- und Seelenkräften sehr mittelmäsige Menschen; denn sie hatten nie Anlass, ihren Verstand in Aufsuchung der Mittel, wodurch ihre Wünsche befriedigt werden könnten, zu üben. Daher sind nur aus der Schule der Widerwärtigkeiten und des Zwanges oder aus dem Privatstande grosse Fürsten, wie Friedrich II, Heinrich IV, hervorgegangen. Wie sehr dagegen Armuth den Geist niederdrückt, sieht man in solchen Ländern, wo entweder die Mittel des Erwerbs zu wenig und zu mühevoll sind, oder das durch Arbeit Gewonnene durch andere Kanäle, wie schwere Auflagen und Erpressungen, wieder verloren geht.

Wenn wir also von den Würkungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit eines Landes auf den Charakter seiner Anbauer sprechen, so betrachten wir blos zwey Punkte, die innerhalb jener beyden Äussersten liegen, und das Maas der Kräfte und der Arbeit, die zur Bebauung des Bodens erfordert werden.

Wie viel Arbeit aber ein Boden erfordern müſſe, um fruchtbar oder unfruchtbar zu heiſſen, iſt unmöglich zu beſtimmen; wir können nur im Allgemeinen ſagen, daſs ein fruchtbarer Boden den Anbauern von ſeiner Bearbeitung noch hinlängliche Zeit übrig laſſen müſſe, um ſich zu erholen, und andere Nebengeſchäfte zu treiben; ein unfruchtbarer hingegen den ungleich gröſsern Theil der Zeit für ſich erfordere.

Man pflegt gewöhnlich die Einwohner fruchtbarer Länder von einer ſehr unvortheilhaften Seite vorzuſtellen; man beſchuldigt ſie der Trägheit und Weichlichkeit, einer boshaften und grauſamen Gemüthsart, der Liederlichkeit und des Leichtſinns, der Unwiſſenheit, Feigheit, und einer ſclaviſchen Gemüthsart *). Einige dieſer Vorwürfe ſind nicht ungegründet; viele beruhen auf der Unbeſtimmtheit in Anſehung des Begriffs von Fruchtbarkeit und des Grades von Kraftanſtrengung, der zur Bebauung des Bodens erfordert wird; andre hingegen laſſen ſich ſchwerlich als Folgen der Fruchtbarkeit ſelbſt betrachten. Es liegt am Tage, daſs die Einwohner fruchtbarer Länder, die nur einen mäſſigen Aufwand von Kräften zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts nöthig haben, und einen groſsen Theil ihrer Zeit auf Erholungen und Beluſtigungen wenden können, in Vergleichung mit den Bewohnern unfruchtbarer

*) *Falkoner p.* 184. *ſq.*

Gegenden (alſo nur relativ) weniger zur Arbeit und mehr zu Spielen des Körpers oder des Geiſtes geneigt ſeyn müſſen; ob ſie aber ſchlechtweg und abſolut faul und träge genannt zu werden verdienen, hängt gänzlich von dem höhern oder geringern Grade der erforderlichen Arbeit ab. Bey der Fruchtbarkeit des Bodens, wie wir ſie zu beſtimmen verſucht haben, bleibt eine mäſſige Arbeit des Körpers in Bebauung des Bodens und des Geiſtes in Berechnung der möglichen Unglücksfälle und des erforderlichen Vorraths an Früchten immer nöthig; wenn aber der Geiſt einmal zur Thätigkeit aufgeregt iſt, ſo löſst er ſich nicht gleich, nach Beſorgung des Nothdürftigen, in eine völlige Unthätigkeit auf, ſondern fährt vielmehr, auch wenn das Bedürfniſs befriedigt iſt, noch fort, nur auf eine andre Art thätig zu ſeyn. Daher bringen die ackerbauenden Bewohner der freundſchaftlichen und Geſellſchaftsinſeln nicht, wie die nordamerikaniſchen Wilden, nach gethaner Arbeit, ihre Zeit mit Schlafen und gedankenloſem Stillſitzen hin, ſondern widmen ihre Muſse geſellſchaftlichen Unterhaltungen, die ſehr lebhaft, aus Scherz, Spiel und Ernſt gemiſcht ſind, obgleich ſie immer noch im Verhältniſs zu ihrer übrigen Bildung und hinter den Unterhaltungen gebildeterer Nationen ſehr weit zurückſtehen. Von dieſer Geiſtesthätigkeit zeugt auch ihre Neugierde, womit ſie alles, was ihnen neu iſt, begaffen und betaſten; eine Eigenſchaft, die ſie mit den auf der-

ſelben Stufe ſtehenden alten Galliern, ſo wie mit allen, zwar zur Thätigkeit geweckten, aber noch nicht gehörig ausgebildeten Völkern gemein haben, und von der wahrſcheinlich auch ihr Hang zur Dieberey eine Folge iſt; denn nur die von den Europäern mitgebrachten und ihnen völlig fremden Gegenſtände der Kunſt verſuchten ſie zu entwenden, während ſie in Anſehung des Eigenthums ihrer Mitbürger völlig enthaltſam waren *). Kriegeriſchen Geiſt können dieſe Nationen nicht beſitzen, theils wegen ihrer Lebensart und ihrer Lage als Inſulaner, theils wegen des Überfluſſes an Lebensmitteln, der ihnen den erſten und ſtärkſten Anlaſs zu Streitigkeiten erſpart; würden ſie aber nicht in einem Lande, das unter verſchiedne Völkerſchaften vertheilt wäre, in den Gränzſtreitigkeiten mit ihren Nachbarn ebenfalls kriegeriſch werden? — Bosheit und Grauſamkeit der Einwohner aber läſst ſich aus der Fruchtbarkeit eines Landes an und für ſich ſo wenig ableiten, daſs dieſe vielmehr, wenn nicht andere Umſtände dazu kommen, den entgegengeſetzten Charakter der Sanftmuth, Friedfertigkeit und Herzensgüte hervorzubringen ſcheint. Wir haben oben geſehen, daſs der Ackerbau an und für ſich ſchon die geſelligen und ſanfteren Tugenden der Menſchen ſehr begünſtigt; wie viel mehr muſs dieſes der Fall ſeyn, wenn die Güte des Bodens den Ackerbauern

*) S. *Troiſ. voy. de Cook II. p. 70. ſqq.* (*Liv. III. ch.* 9.)

Muſse gewährt, durch andere Beſchäftigungen, durch Scherz und Spiel, das Gemüth zu erheitern, und dadurch der natürlichen Neigung des Menſchen, ſich in Geſellſchaft andern mitzutheilen, Vorſchub leiſtet? Nichts iſt geſchickter, die Menſchen zu den ſanfteren Tugenden zu erziehen, als freyer, ungezwungener, geſellſchaftlicher Umgang. Auch findet bey Fruchtbarkeit des Bodens die im Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft gewöhnlichſte Gelegenheit zu Zwiſtigkeiten, Mangel an hinlänglicher Nahrung auf eigenem Boden, gar nicht oder nur in geringerm Grade ſtatt, und läſst nur Grenzſtreitigkeiten oder Kriege aus Ehrgeiz um die Oberherrſchaft zu, die aber ungleich milder ſind, und nur auf einer gewiſſen Höhe der Civiliſation ſtatt finden. Bloſs höchſt indirekt und ohne ihr Verſchulden kann Fruchtbarkeit des Bodens zu Bösartigkeit im Charakter der Einwohner gelegenheitlichen Anlaſs geben, indem ſie andre, von der Natur weniger begünſtigte, und rohere, kriegeriſchere Völker einladet, ſich in den Beſitz des reicheren Bodens zu ſetzen, wie dieſes bey den Einfällen der Nordiſchen Barbaren ins Römiſche Reich der Fall war. Dann wird die ſchwächere Nation, durch die grauſamen und räuberiſchen Sieger gehetzt, gegen die Urheber ihrer Leiden erbittert, und ſucht durch Liſt und heimliche Nachſtellungen ihre Rache zu befriedigen, die ſie durch offenbare Gewalt nicht zu kühlen vermochte. Auf dieſe Art wird Argliſt und Betrug

ein Charakterzug ſolcher Nationen, die unter der Ueberlegenheit eines auswärtigen Feindes erliegen, ſo wie derer, die einer deſpotiſchen Regierung unterworfen ſind *). Aber dieſes der Fruchtbarkeit des Bodens anrechnen zu wollen, weil dieſe zufälligerweiſe auswärtige Schwärme anlockt, wäre eben ſo ungereimt, als wenn man dem Reichen die Diebſtähle zurechnen wollte, die der Reiz ſeiner Reichthümer etwa veranlaſſen möchte. — Gutmüthigkeit und ein offenes, argloſes Betragen war auch ein Zug, wodurch ſich die Bewohner der fruchtbaren, zum Ackerbau geeigneten Inſeln der Südſee vor denen der unfruchtbaren auszeichneten, denn ihre Neigung zum Stehlen ſcheint mehr eine Folge ihrer kindiſchen Neugierde, die ſie antrieb, alles, was ihnen neu war, zu begaffen und beſitzen zu wollen, als einer moraliſchen Verdorbenheit zu ſeyn. Eben ſo unterſchieden ſich ſchon zu Cäſars Zeit die Gallier durch Leutſeligkeit und gefälliges Zuvorkommen

---

*) *J'ai obſervé ceci dans tout l'Orient et particulièrement dans les lieux, où la tyrannie eſt la plus rude, que la violence et la ruſe y ſont toujours aux priſes l'une avec l'autre, et que là, où l'on traite les ſujets avec plus de violence, c'eſt où il ſe commet plus de friponneries et plus de fauſſetés, comme étant le ſeul recours contre l'oppreſſion. Chardin Vol. VI. p.* 127. Man vergleiche, was *Savary Lettr. ſur l'Egypte, Vol. III. p. 17. f.* von den Fellahs, und *Volney voy. de Syrie Vol. II. p.* 283. von den griechiſchen Chriſten im Orient ſagen.

gegen Fremde von ihren Nachbarn, den Germanen. — Gaſtfreyheit hat wohl ſchwerlich jemals in einem unfruchtbaren, blos durch den Ackerbau beſtehenden Lande, ſondern nur unter wohlhabenden Ackerbauern oder Hirtenvölkern geblüht. Die Argliſt und Treuloſigkeit, die Chardin den, übrigens mit den Franzoſen ſehr übereinſtimmenden, Perſern vorwirft *), iſt hingegen, ſo wie der betrügeriſche Charakter der Chineſen, wahrſcheinlich die Folge der deſpotiſchen Regierung.

Gegründeter iſt der Vorwurf des Leichtſinns, des Hanges zum Wohlleben und der Liederlichkeit, den man den Einwohnern fruchtbarer Länder macht. Durch die Ergiebigkeit ſeines Bodens fühlt ſich der Menſch vieler Sorgen enthoben, die den Bewohner eines unfruchtbaren Landes drücken: er findet auch ohne ängſtliches Berechnen ſeinen Unterhalt; die Ergötzungen und Spiele, womit er ſeine müſſigen Stunden ausfüllt, vollenden die Stimmung, wozu jene Leichtigkeit des Unterhalts den Grund gelegt hatte, ſich der Sorgen ſoviel wie möglich zu entſchlagen, und ſoviel wie möglich den Genuſs des Augenblicks zu haſchen **). Mit dem Leichtſinne iſt die Neigung zum Wohlleben nahe verwandt,

---

*) *Chardin voy. en Perſe Vol. IV. p.* 105.

**) Den Otaheitiern ſchreibt Knig eine *legéreté extrême* et *une humeur volage* zu. *Troiſ. voy. de Cook T. IV. p.* 68.

und von beyden ist nur ein kleiner Schritt zur Liederlichkeit, d. h. zu dem Hange, sich, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, dem physischen Genusse zu ergeben. Diese fand sich schon bey den Otaheitiern in hohem Grade; des Leichtsinns beschuldigt man gewöhnlich und nicht ganz mit Unrecht die Einwohner der fruchtbarsten Länder unseres Welttheils, wie die Italiäner und Franzosen; auch von den Persern meldet Chardin dasselbe *). Aber Leichtsinn und Ueppigkeit sind nicht sowohl Folgen der Fruchtbarkeit eines Landes insbesondere, als überhaupt der Enthebung von Sorgen und der Leichtigkeit, womit ein Volk seine Bedürfnisse befriedigt. Die Athenienser waren, ungeachtet ihres rauhen Bodens, das leichtsinnigste Volk Griechenlands, weil sie, selbst in ununterbrochener Muse, sich durch die Arbeit ihrer zahlreichen Sclaven, alles was sie zum Lebensunterhalt bedurften, verschafften, und durch ihren ausgebreiteten Handel auch alle Bequemlichkeiten des Lebens im Überflusse erhielten. Nirgends herrscht vielleicht Wohlleben, Üppigkeit und Schwelgerey in höherem Grade, als bey dem Adel in Polen und Rusland, den auch seine Leibeigenen aller Sorge für ihren Unterhalt überheben.

Was nun den Zustand der Künste und Wissenschaften in fruchtbaren Ländern betrifft, so ist schon

*) *Chardin voy. Vol. IV. p.* 99.

der Umstand, dass fast alle Künste zuerst in fruchtbaren Ländern erfunden und ausgebildet sind, hinlänglich, um den Vorwurf zu widerlegen, dass Fruchtbarkeit des Bodens dem Entstehen und Fortgange derselben nachtheilig wären. Man sollte, auch ohne die Geschichte zu Rathe zu ziehen, vermuthen, dass die Eigenthümer eines fruchtbaren Bodens vorzügliche Gewandtheit des Geistes, und Erfindungskraft besitzen müssten, da die Nothwendigkeit, der Natur auch durch Kunst einigermasen zu Hülfe zu kommen, sie zur Ersinnung allerhand Werkzeuge treibt, und der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen sie zu weiterer Vervollkommnung derselben reizt. Hiezu kommt der Geist des wechselseitigen gesellschaftlichen Verkehrs, der sich frühzeitig in solchen Ländern regt, und mehr, wie irgend etwas anderes, im Stande ist, das Gemüth zu beleben, und die Lebenskraft, so wie alle Kräfte des Geistes und der Seele durch abwechselnde Übung in gehöriges Gleichgewicht zu bringen. Die Geschichte bestätiget diese Vermuthungen vollkommen. Von den alten Galliern, die doch noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur standen, meldet Cäsar, dass sie vorzüglich gewandt und sinnreich, und alles, was sie hörten und sähen, nachzuahmen oder selbst hervorzubringen geschickt wären *). Dasselbe wird von den Einwohnern der freundschaft-

*) *Caes. B. G. VII, 22.*

lichen und Societätsinseln erzählt*). Aber es scheint die Bestimmung des menschlichen Geschlechtes zu seyn, nie theilweise und in isolirten Gruppen, sondern im Ganzen und durch wechselsweise Mittheilung aller durch Sprache, Sitten und Lebensart verschiedenen Abtheilungen zur Cultur zu gelangen, und nie hat es noch eine Nation gegeben, die in einen geschlossenen Kreis zurückgezogen, und ohne den Beystand einer andern Nation, zu einem bedeutenden Grade der Bildung gelangt wäre. Die allen Verkehr mit Auswärtigen meidenden Egyptier stiegen nur bis zu einer gewissen Stufe, und waren nicht im Stande höher zu steigen. So auch fast alle andere Asiatische Völker. Die Griechen verdankten ihre erste Bildung den Ankömmlingen aus Egypten, Phönizien und Phrygien; ihr friedlicher oder feindlicher Verkehr mit den Persern und andern unterhielt das Fortschreiten derselben, und die Vertheilung Griechenlands selbst in so viele, an Regierungsform, Gebräuchen, Spracheigenthümlichkeiten und Cultur so verschiedene Völkerschaften vollendete sie. Doch diese Thatsache ist in einzelnen Theilen schon hinlänglich erwiesen, und es ist hier der Ort nicht, sie weitläuftiger auszuführen. Das bisher Gesagte mag indessen dazu dienen, zu verhindern, dass man die geringe Cultur, die sich bey den Bewohnern der fruchtbarsten Gegenden in der neuen Welt in

*) *Trois. voy. de Cook Liv. III. ch. 9.*

Vergleichung mit Europäiſcher Bildung findet, nicht als eine Folge der Fruchtbarkeit des Bodens ſelbſt betrachte. Die Fruchtbarkeit, von deren Wirkungen wir ſprechen, begründet bloſs eine gewiſſe beſtimmte Anlage und Fähigkeit der Menſchen zu dieſem oder jenem Gebrauche des Verſtandes, zieht aber keinesweges das Poſitive jener Wirkungen unmittelbar und nothwendig nach ſich. Jene Anlagen und Keime zu entwickeln, und zur Blüthe zu bringen, bleibt andern begleitenden Umſtänden, von denen die Verbindung einer Nation mit andern eine der vornehmſten iſt, überlaſſen; ja es können Umſtände eintreten, welche jene Anlagen in ihrem erſten Aufkeimen erſticken.

Den Vorwurf der Feigheit und des Sclavenſinnes haben ſchon die Alten den morgenländiſchen Völkern gemacht, und die Urſache jener Geiſtesſchwäche theils in dem Clima, und theils in der Fruchtbarkeit des Bodens zu finden geglaubt. In der That haben auch Wärme des Clima und Fruchtbarkeit des Bodens die Wirkung mit einander gemein, daſs ſie der Sinnlichkeit ein bedeutendes Übergewicht geben, jene durch ihren unmittelbaren Einfluſs auf die körperliche Organiſation des Menſchen, und dieſe durch die Begünſtigung, die ſie den leichtern Beſchäftigungen des Geiſtes und den körperlichen Vergnügungen gewährt. Indeſſen iſt bey der Wärme des Clima der Nachtheil weit mehr auf Seiten des Geiſtes, weil, bey allen Befriedigungen der Sinn-

lichkeit, welche Fruchtbarkeit des Bodens erlaubt, der Geiſt doch immer in einer, obgleich leichtern Art der Thätigkeit erhalten wird. Alſo werden die, durch die Leichtigkeit ihres Unterhalts zum Genuſs und zur Fröhlichkeit geſtimmten und durch wechſelſeitigen Umgang und geſellſchaftliche Beluſtigungen belebten Einwohner fruchtbarer Länder mehr, wie die an harte Arbeit gewöhnten Einwohner unfruchtbarer Gegenden, Gefahren zu vermeiden ſuchen; aber ihnen deswegen Feigheit (welches ein relativer Begriff iſt) zuzuſchreiben, iſt ein übereiltes Verfahren, welches auf der einſeitigen und falſchen Erklärung des Umſtandes beruht, daſs meiſt nur fruchtbare Länder die Beute der Eroberer geworden ſind — Eben ſo ungegründet iſt der Vorwurf des Sclavenſinnes bey den Bewohnern fruchtbarer Länder. Im neuern Europa ſind nicht allein fruchtbare, ſondern auch ſehr unfruchtbare Länder dem ärgſten Deſpotismus unterworfen worden; Italien, Griechenland und England können gewiſs nicht zu den unfruchtbaren Ländern gezählt werden, und dennoch waren jene im Alterthume, und dieſes iſt noch heutzutage der Sitz der politiſchen Freyheit. Es wäre ein Unglück für das menſchliche Geſchlecht, wenn Deſpotismus und Freyheit an die Ergiebigkeit oder Kargheit des Bodens unvermeidlich gebunden wären, und wenn die Natur diejenigen Länder, die ſie am reichlichſten ausgeſtattet und denen ſie die meiſten und gröſsten Einflüſſe auf die Entwickelung und

Ausbildung der menſchlichen Fähigkeiten verliehen, zugleich auch zu den wirkſamſten Werkzeugen der Unterdrückung des menſchlichen Geiſtes verurtheilt hätte. Obgleich, wie wir im folgenden Abſchnitte zeigen werden, die Natur des Bodens auf die Regierungsformen inſofern Einfluſs hat, daſs ſie die Einwohner eines Landes für die eine oder andre Art der Verfaſſung empfänglich macht, ſo kann doch dieſe Empfänglichkeit erſt durch andere und mancherley zuſammentreffende Urſachen zur Wirklichkeit gebracht werden, und die Fruchtbarkeit des Erdreichs könnte die Einwohner höchſtens nur zur Unterwerfung unter den Deſpotiſmus vorbereiten. Indeſſen ſcheint auch dieſes am wenigſten bey den zum Ackerbau beſtimmten Ländern der Fall ſeyn zu können; denn Ackerbau giebt den Menſchen Anleitung zum Denken, zur Berechnung der Urſachen und Folgen, gewöhnt ſie an eine gewiſſe Ordnung in ihren Betrachtungen und Geſchäften, und bringt alſo eine Stimmung hervor, die dem Deſpotiſmus nichts weniger als günſtig iſt. Daher nimmt auch die Regierungsform in ergiebigen Ackerbauländern, wie im alten Egypten und Indien, ſo geiſttödtend und voller Miſsbräuche ſie auch immer ſeyn mag, doch eine gewiſſe regelmäſſige Form an, die jene Mängel ſelbſt merklich mildert; in allen Ackerbauländern finden wir, ſobald die Cultur nur einigermaſsen fortgerückt war, Geſetze, oder ſtatt ihrer feſtgegründete Gebräuche und Ge-

wohnheiten. Despotische, d. h. willkührliche, an kein Gesetz gebundene Regierungen entstehen nur unter nomadischen, an Familienregierungen gewöhnten Völkern, wenn sie in eine militärische Verfassung treten, wo die Natur der Sache selbst ein unumschränktes, sich nur durch Umstände bestimmendes Oberhaupt nöthig macht. Auch muss man die Stufe der gesellschaftlichen und politischen Bildung, auf welcher eine Nation steht, nie ausser Acht lassen. Im Anfange der bürgerlichen Gesellschaft sind der Regierungsgeschäfte so wenig, und diese wenigen sind so einfach, dass man sie ohne Scheu den Einsichten und der Willkühr eines Einzigen überlassen kann. In solchen Lagen stehen auch die ackerbauenden Bewohner der fruchtbarsten Länder, wie Otaheiti, unter willkührlichen Regierungen. Erst bey weiterm Fortgange der politischen Bildung zeigt es sich, zu welcher Art von Regierung eine Nation durch die auf sie wirkenden Ursachen geeignet sey. Anstatt dass bey einem nomadisch-militärischen Volke sich die willkührliche Alleinherrschaft immer weiter ausdehnt, wird bey ackerbauenden Völkern der Gang der Geschäfte und die Art der Verwaltung immer regelmäfsiger und an bestimmte Gesetze gebundener werden, d. h. sich immer weiter, wenigstens der Form nach, vom Despotismus entfernen. Die mit Überlegung verknüpfte Regelmäfsigkeit der Lebensordnung ist es eigentlich, was bey ackerbauenden Völkern dem Despotismus

Einhalt thut, und da jene ſich immer in höherm Grade bey den Bewohnern unfruchtbarer, als bey denen fruchtbarer Länder findet, ſo werden freylich inſofern die Einwohner der erſtern ſich mehr politiſche Freyheit, als die der letztern erwerben. Aber von dem höchſten Grade der Freyheit bis zum Deſpotiſmus ſind ſo viele Abſtufungen, daſs es widerſinnig ſeyn würde, da, wo ein minder hoher Grad der Freyheit iſt, gleich Deſpotiſmus zu finden: eine Nation kann alſo gar wohl weniger frey als eine andere ſeyn, ohne darum gerade unter dem Drucke des Deſpotiſmus zu ſeufzen. Es iſt demohngeachtet nicht weniger wahr, daſs fruchtbare Länder den Keim zu Miſsbräuchen in der Verwaltung und Verfaſſung und zur Kränkung der Freyheit in ſich tragen; der Hang zu Ergötzlichkeiten, und der ihn begleitende Leichtſinn ſteigen bey dem Wohlſtande, der ſich nach und nach immer allgemeiner verbreitet, endlich ſo hoch, daſs die Gemüther gegen alles, was jenem Hange nicht unmittelbar Vorſchub leiſtet, lau und gleichgültig werden, und die Eingriffe der Regierungen überſehen. Dieſes iſt die Folge, nicht allein der Fruchtbarkeit des Bodens, ſondern überhaupt des Reichthums einer Nation, durch welche Urſachen dieſer auch hervorgebracht ſeyn mag, nur mit dem Unterſchiede, daſs der Reichthum, welcher ſich auf die Erzeugniſſe des Bodens gründet, niemals ſo groſs ſeyn kann, als derjenige, der auf Handel gebaut iſt, und daſs bey

jenem die Nothwendigkeit der Arbeit, die ſelbſt in dem Verhältniſſe zunimmt, als die Volksmenge ſteigt, ein kräftiges Gegengewicht wider den Leichtſinn enthält.

Das Reſultat dieſer Betrachtungen iſt nun, daſs Fruchtbarkeit des Bodens die Einwohner durch die Belohnung, die ſie der Arbeit gewähren, thätig und arbeitſam, durch den Schwung, den dieſe dem Geiſte giebt, auch zu andern Geſchäften auſſer denen, welche den Lebensunterhalt unmittelbar betreffen, aufgelegt und geſchickt, alſo nachforſchend und erfinderiſch, durch die Leichtigkeit des Unterhalts zu Ergötzlichkeiten und zum Genuſs des Lebens geneigt, alſo geſellig und fröhlich, gutmüthig und gaſtfreundſchaftlich, zugleich aber auch leichtſinnig macht. Viele dieſer Eigenſchaften äuſſern ſich aber nicht gleich in ihrer vollen Stärke; ſo lange eine Nation noch keine groſsen Fortſchritte in der Civiliſation gemacht hat, zeigen ſie ſich nur in ihren erſten Auſſenlinien, und durch Symptome, die den noch unentwickelten Zuſtand derſelben anzeigen. So wie Kinder von lebhaften und regen Verſtandeskräften frühzeitig viel Neugierde zeigen, ſo äuſſert ſich die Gewandtheit und Thätigkeit des Geiſtes, die wir als eine Folge der Fruchtbarkeit des Bodens betrachtet haben, bey Nationen, die noch auf einer niedern Stufe der Cultur ſtehen, wie bey den alten Galliern und Otaheitiern, ebenfalls durch eine faſt kindiſche Neugierde. — Eine Folge

des

des Hangs zur Geſelligkeit iſt die Neigung ſich durch körperliche Fertigkeiten und Putz auszuzeichnen, und bey andern wichtig zu machen; eine Neigung, die ſich im Kindheitsalter einer Nation auf ſehr abentheuerliche Art zeigt, beym Fortgange der Cultur aber dazu dient, den Geſchmack zu entwickeln, ſich nach und nach weiter auch auf Auszeichnung durch andere Vorzüge ausdehnt, und ſo dazu beyträgt, die Seele in Thätigkeit zu erhalten und die Ausbildung ihrer Fähigkeiten zu befördern. Auf dieſe Weiſe iſt Eitelkeit das Symptom der geſellſchaftlichen Stimmung bey noch rohen Nationen.

Wir gehen jetzt über zur Betrachtung der Wirkungen, welche die Unfruchtbarkeit des Bodens auf die Entwickelung der Geiſteskräfte und den Charakter der Einwohner hat. Da die Unfruchtbarkeit des Erdreichs die Anbauer zu einer ſchwerern und anhaltendern Arbeit nöthigt, ſo folgt hieraus einerſeits, daſs die Körper derſelben abgehärteter und zäher ſind, und weniger ſchöne oder angenehme Formen haben, als die der Bewohner fruchtbarer Gegenden, und auf der andern Seite, daſs ſie weniger Muſse zur Erholung und Ergötzung des Geiſtes durch freye, die Nahrungsſorgen nicht betreffende Geſchäfte, genieſsen können. In ſolchen Lagen iſt der Geiſt zu ſehr auf Ein Geſchäft gerichtet, als daſs er ſich frey ausbreiten und durch Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die ihn beſchäftigen und der dadurch erzeugten Begriffe beleben könnte. Die

geſellſchaftlichen Verhältniſſe werden alſo weniger ausgebildet, die Menſchen ernſter und trockener, zuweilen ſelbſt rauher, zu den Wiſſenſchaften, beſonders den freyen und angenehmen Künſten weniger aufgelegt, gleichgültiger gegen das Neue in Künſten und Wiſſenſchaften, ſo wie im gemeinen Leben und in der Natur, und ſomit bey dem einmal eingeführten Gang der Geſchäfte beharrlicher ſeyn, als die Bewohner fruchtbarerer Länder. — Weniger ergiebige Länder liefern auch gute Soldaten; die Einwohner derſelben ſind ſchon an mancherley Anſtrengungen, Mühſeligkeiten und Entbehrungen gewöhnt, und ſie verſtehen ſich deſto leichter zu kriegeriſchen Unternehmungen, wenn man ihnen den Beſitz eines geſegnetern Landes und den Genuſs eines gemächlicheren Lebens, als den Lohn ihrer Anſtrengung, in der Ferne zeigt. Dieſes mag zum Theil die Urſache ſeyn, warum die nordiſchen Völkerſchaften, die meiſtens aus rauhen und nicht vorzüglich fruchtbaren Ländern kamen, die ſüdlichen fruchtbaren Provinzen des Römiſchen Reichs überſchwemmen konnten. Daſs aber dieſe rauhen und kriegeriſchen Barbaren bald nach ihrer Niederlaſſung in den eroberten Ländern ausarteten, und in eine Geiſt- und Körper-ſchwächende Weichlichkeit und Schwelgerey verfielen, kann darum nicht als ein Beweis für die erſchlaffende Eigenſchaft fruchtbarer Länder angeſehen werden; die Urſache dieſer Ausartung lag vielmehr darin, daſs die Eroberer alle Mühe des

Nahrungserwerbs den Beſiegten überlieſsen, und ſich ſelbſt der Unthätigkeit ergaben, bis nach mancherley Stöſsen und Erſchütterungen der Unterſchied zwiſchen Siegern und Beſiegten aufhörte und die Arbeiten unter beyde mehr gleichmäſſig vertheilt wurden. — Dieſelbe Abhärtung, welche ſolche Völker zu Eroberern eignet, macht ſie auch fähiger, ihr eigenes Land gegen fremde Anfälle zu beſchützen, und ihre Vaterlandsliebe giebt ihnen den Muth dazu. Denn es ſcheint, als ob der Menſch alle Gegenſtände ſich, ſo zu ſagen, mehr aneignet, und mit wärmerer Liebe umfaſst, je mehr Mühe ihn die Erwerbung oder Benutzung derſelben gekoſtet hat; die Arbeit, die er auf ſie verwandt hat, macht ſie gleichſam zu Theilen ſeines eigenen Selbſt, anſtatt daſs leicht erworbene Gegenſtände ihm immer fremd bleiben, und ihn nur durch den Vortheil des Genuſſes anziehen. Daher die ſonſt unerklärliche Anhänglichkeit vieler, beſonders nordiſcher Völker, an ihr, obgleich im höchſten Grade rauhes und unfreundliches, Vaterland. Dieſe Anhänglichkeit giebt dem Bewohner unfruchtbarer Länder den Muth und die ausdaurende, gewöhnlich mit glücklichem Erfolge, gekrönte Kraft, ſeine Heimath gegen äuſſere Anfälle zu vertheidigen. Meiſtentheils ſind dergleichen unfruchtbare Länder von der Natur ſelbſt, durch Gebirge, wie die Schweiz, oder Sandwüſten, wie Arabien, unzugänglicher gemacht, und die Einwohner finden alſo in der Lage ihres Landes ſelbſt

ſchon eine mächtige Unterſtützung gegen fremde Überwältiger; aber dieſe Lage des Landes würde allein jene Tapferkeit nicht hervorzubringen vermögen; bey der beſten Gelegenheit muſs noch die Stimmung hinzukommen, dieſe Gelegenheit benutzen zu wollen, und dieſe Stimmung kann durch die Gelegenheit an und für ſich nicht bewirkt werden. Die zur Vertheidigung geeignete Lage eines Landes kann alſo wohl den guten Erfolg verſichern, aber die eigenthümliche Urſache, warum Bergvölker gewöhnlich ausdaurender, tapferer und im Widerſtande hartnäckiger ſind, als die Bewohner ebener Länder, iſt keine andere, als weil jene gemeiniglich einen unfruchtbarern Boden bewohnen, und daher theils mehr durch Arbeit abgehärtet und zur Ertragung groſser Beſchwerlichkeiten und Entbehrungen fähiger, theils an den Boden, deſſen Benutzung ſie Mühe gekoſtet hat, mehr durch Liebe gefeſſelt ſind. Will man Beweiſe aus der Geſchichte, daſs die Bewohner gebirgigter und alſo unfruchtbarer Länder überhaupt, tapferer und in der Behauptung ihrer Unabhängigkeit ſtandhafter geweſen ſind, als die Bewohner ebener Länder, ſo darf man ſich nur an die alten Spanier erinnern, die den räuberiſchen Welteroberungs - Entwürfen der Römer zwey Jahrhunderte lang den entſchloſſenſten Widerſtand entgegenſetzten, während daſs es zur Unterjochung des ebneren und milderen Galliens eines Krieges von nur acht Jahren bedurfte. Spanien beſchreibt aber

ſchon Strabo *) als ein rauhes, ſehr bergigtes, waldigtes und in Anſehung ſeines Erdreichs dürres Land. Unter dieſen Spaniern ſelbſt vertheidigte kein Stamm ſeine Unabhängigkeit länger und hartnäckiger, als die Cantabrer und Celtiberer, in dem gebirgigſten und rauheſten nördlichen Theile der Halbinſel, der nach der neuen Eintheilung die Provinzen Gallicien, Aſturien und Biscaya in ſich begreift; die Einwohner dieſer Provinzen waren ferner im neunten Jahrhunderte die einzigen, die den ſiegreichen Waffen der Saracenen muthig die Spitze boten und aus ihrer Mitte gingen die Krieger hervor, welche ihr Vaterland nach und nach wieder der Herrſchaft der Mauren entriſſen. Unter den Völkerſchaften Italiens widerſtand keine den Römern länger und ſtandhafter, als die Samniten uud Marſen, die den höchſten Bergrücken von Mittelitalien bewohnten, da hingegen ihre Nachbaren, die Campanier, in ihrem ebneren, fruchtbaren und reizenden Fluren ſich faſt ohne Widerſtand ergaben und frühzeitig in Weichlichkeit und Schwelgerey verſanken. Ein näheres und anziehenderes Beyſpiel hievon ſind die Schweitzer, die ſchon Cäſar die tapferſten aller Gallier nennt, die in neuern Zeiten mit beyſpielloſem Heldenmuthe und reiner Vaterlandsliebe durch einen mehr als hundertjährigen Kampf ihre Freyheit errangen, und auch bey der

*) *Lib. III. init.*

letzten Überwältigung ihres Landes durch einen übermüthigen Nachbar mit einer Tapferkeit fochten, die ihr Schickſal nur härter und bedaurenswürdiger macht *).

Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit eines Landes hat eben ſo wenig, wie irgend eine andre phyſiſche Urſache, an und für ſich ſelbſt einen unmittelbaren Einfluſs auf den moraliſchen Charakter der Einwohner, ſo daſs Fruchtbarkeit dieſelben leutſelig, gut-

*) Den obenerwähnten Urſachen zuſammengenommen, iſt es zuzuſchreiben, daſs mitten in deſpotiſchen Reichen zuweilen Völkerſchaften angetroffen werden, die ſich einigen Grad von bürgerlicher Freyheit zu erhalten gewuſst haben. Die Maroniten oder Römiſchcatholiſchen Chriſten in Syrien wurden erſt im Jahr 1588 von den Türken bezwungen; noch jetzt bezahlen ſie nur einen Tribut an den Paſcha von Tripoli, haben Glocken in ihren Kapellen, und tragen einen grünen Turban, welches auſſer ihren Wohnplätzen einem Chriſten das Leben koſten würde. Sie bewohnen aber auch die ſteilen Felſen des Libanus. *Volney voy. de Syrie II. p.* 5 — 13. Doch hat Prieſterherrſchaft ihre Energie gelähmt; welches bey den Druſen, einer eigenen Religionsſecte, der Fall nicht iſt. „*Parmi les Druſes chacun jouit dans la ſecurité de ſa propriété et de ſa vie — Exempts de la violence et des inſultes du deſpotiſme, ils ſe régardent comme des hommes plus parfaits, que leurs voiſins, parcequ'ils ont le bonheur d'être moins avilis. De-là ſ'eſt formé un caractere plus fier, plus énergique, plus actif, un veritable éſprit républicain.*“ *Volney ib. p.* 44. Auch ſie bewohnen den Libanus und Antilibanus.

müthig und gefällig, Unfruchtbarkeit hingegen hart, boshaft und feindſelig oder umgekehrt machte. Indeſſen geben doch dieſe Beſchaffenheiten des Bodens dem moraliſchen Charakter bey einerley Grundlage einen verſchiedenen Anſtrich; bey den Bewohnern fruchtbarer Länder hat Güte des Charakters ein gefälligeres, einnehmenderes und liebenswürdigeres, bey denen unfruchtbarer Länder ein härteres, zurückſtoſsenderes und ernſteres Äuſsere, ob es gleich hiebey gewöhnlich der Fall iſt, daſs dieſe bey näherer Bekanntſchaft eine innigere Liebe und wahrere Achtung einflöſsen, jene hingegen mehr Schonung bedürfen und finden. Dieſer Unterſchied in der Auſſenſeite rührt theils daher, weil die Einwohner unfruchtbarer Länder weniger Muſse zur Belebung des Geiſtes durch die leichteren Beſchäftigungen der Einbildungskraft und des Witzes gewinnen können, theils weil die gröſsere Schwierigkeit des Unterhalts und mehr Nahrungsſorgen das Gemüth mehr in ſich ſelbſt zurückziehen, als zur Mittheilung öffnen. Bey jeder Lebensart, derjenigen der Jagdvölker, Nomaden und Fiſcheſſer ſowohl, als derjenigen der Ackerbauer, bringt Dürftigkeit der Nahrungsmittel eine verſchloſsnere Gemüthsart, und gröſsere Trennung zwiſchen den verſchiednen Familien und Stämmen hervor *). Wenn eine anſehnliche Strecke Landes

*) *The ſolitary wild ſtate is always a ſerious one. Bating the ſudden and violent burſts of mirth, which ſome*

ſo beſchaffen iſt, daſs ſie den nächſten Anlaſs zum Jägerleben giebt, welches niemals oder äuſſerſt ſelten Überfluſs an Nahrungsmitteln gewährt, ſo werden die Einwohner derſelben ſich nicht in Ein groſses Volk vereinigen, ſondern in mehrere Völkerſchaften und Stämme abſondern, die einander als ganz fremd betrachten und feindſelig behandeln; dieſs iſt der Fall in Nordamerika und war es im alten Deutſchland. Bey Nomadenvölkern erſtreckt ſich die Verbindung ſelbſt nur auf die Mitglieder einzelner Familien; was auſſer denſelben iſt, wird gewöhnlich als Feind angeſehen, mit dem nur nach vorhergegangnen Verträgen Friede ſtatt findet; die Angehörigen Einer Familie halten dagegen deſto feſter zuſammen, und das Intereſſe Eines Mitgliedes wird als die Angelegenheit des ganzen Stammes betrachtet. Bey den Neu-Seeländer, bey denen ſich beynahe keine Spur von Ackerbau findet, und die allein vom Fiſchfang leben *), iſt die Trennung der Stämme ſo groſs, daſs Cook daſelbſt kein noch ſo kleines Dorf antraf, deſſen Einwohner nicht um ſeinen Beyſtand zum Angriff und zur Ausrottung ihrer Nachbarn angehal-

---

times break forth at their dances and feaſts, the ſavage American tribes have been noted by all travellers for their gravity and taciturnity. Blair's crit. diſſert. on Oſſian p. 328.

*) *Troiſ. voy. de Cook, T. I. p. 244.*

ten hätten *). Sie werden im höchsten Grade bey den geringsten Anläſſen zum Zorne gereizt, und ergreifen jede Gelegenheit Rache zu üben; unter ihnen iſt eine Art Vergeltungsrecht und Blutrache eingeführt, und alle ihre Künſte beſtehen in der geſchickten Anlegung von Vertheidigungsplätzen **). Das Ackerbauerleben hat nun zwar die nähere Zuſammenziehung der Menſchen zu wechſelſeitiger Unterſtützung, Frieden und Einigkeit, zur natürlichen Folge; indeſſen iſt doch der Grad dieſer bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verbindung ſehr verſchieden. Wir haben ſchon oben geſehen, wie viel die Fruchtbarkeit des Bodens zur genauern Verbindung unter den Menſchen beyträgt; viel loſer und ſchwächer iſt das Band, welches die Bewohner eines unfruchtbaren Bodens zuſammenknüpft. Wo der gröſste Theil der Zeit auf die Erwerbung des Nöthigen verwandt werden muſs, da beſchränkt ſich der Menſch nach vollbrachter Arbeit auf die Geſellſchaft derjenigen, die durch Bande des Bluts oder durch Theilnahme an denſelben Beſchäftigungen ihm die nächſten ſind; der Kreis des Umgangs zieht ſich enger zuſammen, und der Geiſt wird gewiſſermaſsen zu ſehr beſchränkt, als daſs er an vielen zugleich Antheil nehmen könnte. Daher iſt auch zu ver-

---

*) *Tr. voy. de Cook ib. p. 190.*

**) *Id. ib. p. 209. 246. ſq.*

muthen, dafs in einem Lande von anfehnlicher Ausdehnung, deffen Boden zum Ackerbau geſchickt, aber nur mäſſig ergiebig wäre, die Menſchen ſich nicht ſowohl in Eine groſse Nation vereinigen, als vielmehr in mehrere beſondere, obgleich durch ein politiſches Band einigermafsen zuſammengehaltene Völkerſchaften ſpalten werden. Vielleicht iſt dieſes eine von den Urſachen der Zerſtückelung von Deutſchland und der Schweiz, die in demſelben Mafse zunahm, als andere Länder ſich der politiſchen Einheit näherten. Gallien war zwar auch zu Julius Cäſars Zeit in unzählige kleine Völkerſchaften vertheilt; aber dieſe lebten gröſstentheils in freundſchaftlichem Verkehr mit einander, und vereinigten ſich leicht zu irgend einer gemeinſchaftlichen Unternehmung; eine Verbindung, wie Vercingetorix gegen die Römer zu Stande brachte, wäre weder in Germanien, noch Spanien gelungen; die einzige Art des Streits, der in Gallien herrſchte, betraf die Oberherrſchaft oder den Vorrang Einer Nation über die andere oder alle übrigen; in dieſer Rückſicht hing Gallien entweder den Sequanern oder Aeduern an; aber ſelbſt die leichte Vereinigung mehrerer Völkerſchaften zu einer oder der anderen Parthey läſst eine natürliche Tendenz zur politiſchen Einheit bey ihnen vermuthen. Überhaupt aber ſind die Kriege wegen des politiſchen Übergewichts die mildeſten von allen, weil man die Beſiegten aus eben der Urſache, warum man ſie angriff, ſchonen muſs.

Es läfst ſich alſo aus dem bisher Geſagten ſchlieſſen, daſs die Bewohner unfruchtbarer Gegenden nicht den Grad von leichtem Verkehr und geſellſchaftlicher Mittheilung haben werden, als die Einwohner eines fruchtbaren Bodens. Auſſer der oben angeführten Urſache dieſer gröſsern Unumgänglichkeit mag auch noch ein Grund darin liegen, daſs ein geringer Vorrath von Lebensmitteln, wenigſtens beym erſten Anfange der Geſellſchaft mehr Anlaſs zu Streitigkeiten giebt. Der Menſch iſt, beſonders im Zuſtande der Rohheit, zu ſehr geneigt, ſeine Bedürfniſſe auf Unkoſten, und durch Bedrückung oder Beraubung anderer, anſtatt durch eignen Fleifs, zu befriedigen, als daſs nicht Völkerſchaften, die auf einem wenig ergiebigen Boden neben einander wohnen, nicht oft wegen ihrer Nahrung in Zwiſtigkeiten und Händel gerathen ſollten. Mit dem Fortgange der bürgerlichen Cultur werden dieſer Neigung freylich immer engere Schranken geſetzt; aber dieſes iſt eine Folge der Civiliſation, und beweiſst alſo nichts gegen die urſprüngliche Würkung der Unfruchtbarkeit.

Wir haben ſchon oben geſagt, daſs unfruchtbare Länder für einen höheren Grad von Freyheit empfänglich ſind, als fruchtbare. Eine Urſache davon liegt darin, daſs groſser Reichthum der Freyheit immer verderblich, dagegen ein gewiſſes Maaſs von Armuth, da die erſten Bedürfniſſe des Lebens zwar ihre Befriedigung, die Gegenſtände des verfeinerten

Lebensgenuſſes aber überall Hinderniſſe finden, ihr zuträglich iſt. Denn dieſe erhält den Geiſt in beſtändiger und zwar vielſeitiger Thätigkeit, und verhütet die Erſchlaffung, welche die Folge einer leichten Befriedigung der Sinnlichkeit iſt. Ein zweyter Grund liegt darin, daſs, da die Bewohner unfruchtbarer Gegenden eine ſtrengere Ordnung und einen beſtimmteren Gang der Geſchäfte nöthig haben, ſich auch ihre Denkungsart mehr fixirt und einen entſchiedneren Charakter annimmt, der ſie verhindert, ſich mit Leichtigkeit in verſchiedene Formen zu ſchmiegen, und aus dem gewohnten Geleiſe herauszutreten. Daher erlaubt ein ſolches Volk ſeinen Beherrſchern ſelten oder nie, nach eigenmächtigen und willkührlichen Entſchlieſsungen zu verfahren, ſondern ſucht ſie vielmehr an die eingeführten Gewohnheiten, Gebräuche und Geſetze feſter zu binden. Daher ihre Anhänglichkeit an das Alte; und obgleich vieles hievon nicht immer mit geläuterten Begriffen von Freyheit dem Inhalte nach beſtehen mag, ſo iſt doch die Form dieſes Benehmens, oder das Prinzip dieſer Gemüthsſtimmung für die Erhaltung einer geſetzlichen Ordnung ſehr günſtig.

In den Wiſſenſchaften und Künſten werden ſolche Nationen das Gründliche, Solide und materiell Nützliche *) dem Angenehmen und Glänzenden vor-

*) So könnte man den Nutzen, den z. B. die Handwerkerkünſte dem bürgerlichen Leben verſchaffen, weil dieſer in dem Inhalte beſteht, nennen.

ziehen; daher werden die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften nur wenig, diejenigen Künſte aber, die das bürgerliche Leben unmittelbar betreffen, deſto mehr Aufnahme bey ihnen finden.

Ob nun gleich dieſes die urſprünglichen und natürlichen Wirkungen des Bodens in Anſehung ſeiner Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit zu ſeyn ſcheinen, ſo wird doch dadurch keinesweges behauptet, daſs ſie dieſes unvermeidlich ſeyen, und daſs ſie auf keine Weiſe eingeſchränkt, gemildert oder aufgehoben werden können. Vielmehr findet der Menſch oft gegen die ſchädlichen Einflüſſe dieſer, ſo wie der übrigen natürlichen Urſachen entweder in der Natur ſelbſt oder in ſeinen eignen Einrichtungen wirkſame Gegenmittel; eine weiſe Regierung wird dem Hange zu ſinnlichen Vergnügungen, zur Üppigkeit und Schwelgerey, wozu die Fruchtbarkeit eines Landes, ſo lang ſie in ihren Äuſſerungen ſich ſelbſt überlaſſen iſt, eine natürliche Tendenz giebt, ein Gegengewicht durch Beſchäftigungen anderer Art für Geiſt und Körper, wie durch Eröffnung neuer und intereſſirender Erwerbscanäle, zu verſchaffen wiſſen. Unglücklicherweiſe aber giebt es kein kräftigeres Gegenmittel gegen dieſes Überhandnehmen der Weichlichkeit, als Krieg; ein Mittel, das zwar niemals anzurathen iſt, zu dem aber die Natur des Menſchen für ſich nur allzugeneigt iſt. — Man wird alſo oft die oben angeführten Würkungen des Bodens in ſeiner zwiefachen Beſchaffenheit in manchen gege-

benen Beyſpielen vermiſſen; es dürfte aber wohl meiſtentheils nicht ſchwer ſeyn, die Urſachen zu entdecken, die in dem gegebnen Falle die ſonſt natürlichen Wirkungen vereitelt oder gemindert haben, ohne daſs die Reſultate unſerer bisherigen Unterſuchungen durch ſolche Beyſpiele widerlegt würden.

Jetzt wollen wir noch eine mittelbare Wirkung der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, die dieſe vermittelſt der durch ſie beſtimmten gröſseren oder geringeren Volksmenge auf den Charakter der Einwohner hat, in Erwägung ziehen. Unter allen erwähnten Lebensarten iſt keine, welche die Volksmenge mehr begünſtigt, als die der Ackerbauer. Der Jäger und Nomade haben beyde einen zu groſsen Umfang des Bodens nöthig, jener, um eine für ſeinen Unterhalt hinreichende Menge Wild in weiten, von den Wohnungen der Menſchen abgeſonderten, Wäldern zu erhalten, und dieſer, um für ſeine Heerden immer friſche Weiden zu haben, als daſs die Anzahl der Menſchen jemals merklich groſs werden könnte. Nur da, wo der Menſch auf einem mäſſigen Bezirk ſeinen Unterhalt finden kann, vermehrt ſich die Zahl der Einwohner in dem Maſse, als es ſolche für den Unterhalt einer Familie hinreichende Plätze giebt. In fruchtbaren Ländern muſs alſo die Volksmenge natürlich gröſser ſeyn, als in unfruchtbaren, da ein kleinerer Umfang des Bodens einen gröſsern Vorrath an Lebensmitteln darbietet. Je mehr Menſchen ſich aber auf einem

Boden befinden, deſto mehr ſind auch der Berührungspunkte derſelben unter einander, deſto mannichfaltiger und verwickelter die Lagen, in welche die Menſchen gegen einander kommen, und deſto gröſſer die Gelegenheit, ihre Geiſteskräfte gegen einander zu meſſen und zu reiben; die Geſelligkeit wird alſo ſtärker, der Geiſt geſchärfter und vielſeitiger, und die Geſchicklichkeiten des praktiſchen Lebens vollkommen ſeyn. Da nicht alle Hände zur Anbauung eines ſchon von Natur ergiebigen Bodens erfordert werden, ſo müſſen für die zum Landbau entbehrlichen Menſchen neue Quellen des Erwerbs geöffnet werden, und auf dieſe Weiſe entſtehen bald neben der Claſſe der Landbauer noch andre Claſſen der Handwerker, Künſtler, und mit der Zeit auch der Gelehrten; die Begriffe von Recht und Unrecht, von bürgerlichen Tugenden und Pflichten werden durch die vielfältigern Verhältniſſe der Menſchen mehr entwickelt, überhaupt giebt alſo groſse Volksmenge die meiſten Anleitungen zur bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen Cultur. —

Wir haben bis jetzt den Einfluſs, den die drey urſprünglichen Lebensarten der Menſchen auf die Entwickelung des Nationalcharakters haben, bloſs aus dem Geſichtspunkte des Grads der Anſtrengung, den jede derſelben erfordert, betrachtet; jetzt wol-

len wir jene Lebensweise noch aus einem andern Gesichtspunkte, nämlich in Ansehung ihres Verhältnisses zur politischen Bildung, untersuchen. Welche von den vier Regierungsformen durch jede dieser Lebensarten, und mittelbar durch die Beschaffenheit des Bodens vorbereitet und begünstigt werde, wird der Gegenstand unserer Untersuchung im folgenden Hauptstück seyn; aber jene vier Regierungsformen sind nur so viel Arten oder Modificationen der bürgerlichen Verfassung überhaupt, welche nur die Bedingungen der Vereinigung in Ein gesetzliches Ganze im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Formen dieser Vereinigung, enthält. Die Hauptbedingung aller Vereinigung unter allgemeingültige Gesetze aber ist die Bestimmung der Begriffe vom Eigenthum und den daraus fliessenden Rechten; und die Frage, die eigentlich so gefasst werden sollte, welchen Einfluss haben jene Lebensarten auf die Vereinigung der Menschen unter bürgerlichen Gesetzen überhaupt, wird nun bestimmter so ausgedrückt werden können: welchen Einfluss haben sie auf die Entwickelung und Bestimmung der Begriffe von den Eigenthumsrechten?

Jagdvölker haben das Eigene, dass sie fast gar kein Eigenthum kennen; denn das Land, das sie bewohnen, gehört in Ansehung seiner Benutzung, allen gemeinschaftlich; keiner ist in seiner Jagd auf einen gewissen Theil desselben, als sein Revier eingeschränkt;

geſchränkt; ohnedem verändern ſie beſtändig ihre Wohnplätze, wie uns Cäſar dieſes von den Germanen verſichert *); ſie kennen ferner den Gebrauch des zahmen Hausviehes nicht, und ihr ganzes Eigenthum beſteht in ihrem Jagdgeräthe. Bey ſolchen Nationen müſſen alſo entweder gar keine oder nur ſehr ſchlechte Begriffe von Eigenthum ſtatt finden. Weiter ſind in dieſer Rückſicht die Nomadiſchen Völker fortgerückt; denn obgleich dieſe auch ihre Wohnplätze beſtändig verändern, ſo beſitzen ſie doch Heerden, nach deren Gröſse oder Kleinheit ſie den Reichthum oder die Armuth des Eigenthümers beſtimmen. Sie machen ferner ſchon Familien aus, die zugleich als das Eigenthum des Oberhauptes betrachtet werden, und bey ihnen entſteht zuerſt der Unterſchied zwiſchen Herrn und Dienern, zwiſchen Patronen und Clienten. Indeſſen ſind bey ihnen die Begriffe vom Eigenthumsrechte noch ſehr ſchwankend, da ſie noch kein repräſentirendes Zeichen ihres Eigenthums haben. Am weiteſten gelangen alſo die Ackerbauenden Völker, da ſie nicht nur wegen der Natur ihrer Beſchäftigung feſte Wohnplätze, beſtimmte Grundſtücke zum Anbau, und Hausthiere zu Gehülfen ihrer Feldarbeiten haben

*) Unter den Germanen war kein Privateigenthum; das Land gehörte dem ganzen Stamme, und die Aelteſten theilten jedem jährlich einen Theil deſſelben zum Anbau zu. *Tacit. Germ.* 26. *Caeſar B. G. IV*, 1.

müſſen, ſondern auch Geld zur Bezeichnung des Werths ihrer Erzeugniſſe bey ſich einführen. Das Intereſſe, welches jeder darin findet, daſs er den ihm zukommenden Boden behalte, ohne von andern in deſſen Beſitz geſtört zu werden, erzeugt nothwendigerweiſe gewiſſe Anordnungen, die, als die Äuſſerung des Geſammtwillens der ganzen Nation betrachtet, das Eigenthum eines jeden durch die Ausſicht auf die Unterſtützung aller ſichern. So entſtehen Geſetze, die in dem Maaſse, als die Gegenſtände des Eigenthums mannichfaltiger, und die Begierden und Leidenſchaften der nun auf ausſchlieſslichen Beſitz nnd Erwerb gerichteten und darin anfänglich oft irre gehenden Menſchen, mehr gereizt werden, auch mehr Beſtimmtheit, Mannigfaltigkeit und Ausdehnung erlangen, und zuerſt einen geſetzlichen Zuſtand unter den Menſchen gründen. So wie nun in einem Lande, das vorzüglich zum Ackerbau geeignet iſt, die Begriffe vom Eigenthumsrecht am erſten und vollſtändigſten entwickelt, und demnach am früheſten der Grund zu einer regelmäſsigen bürgerlichen Verfaſſung gelegt wird, eben ſo muſs in dieſen hinwiederum die gröſsere oder geringere Volksmenge den Gang jener Entwickelung beſchleunigen oder aufhalten. Je mehr Menſchen ſich auf einem gewiſſen Bezirk zuſammenbefinden, und je näher ſie ſich berühren, deſto mehr Nahrung finden die Begierden und Leidenſchaften, und deſto gröſser wird die Gefahr, daſs die Rechte

der einen durch die Habſucht und Gewaltthätigkeit der andern gekränkt werden möchten. In ſtarkbevölkerten und mithin fruchtbaren oder ſonſt leicht nährenden Ländern wird alſo die bürgerliche Verfaſſung im Allgemeinen, d. h. die Unterordnung unter beſtimmte Geſetze eher zur Reife gelangen, anſtatt daſs die Bewohner dünn - bevölkerter und unfruchtbarer Gegenden länger bey bloſsen überlieferten Gebräuchen und Gewohnheiten und gleichſam in einer politiſchen Einfalt bleiben.

Bisher haben wir den Einfluſs einzelner Lebensarten und Beſchäftigungen betrachtet; aber jetzt giebt es ſchwerlich mehr ein nur einigermaſsen cultivirtes Volk, das nur Eine Lebensart triebe, das z. B. nur von der Viehzucht, von der Jagd oder vom Ackerbau lebte. In den meiſten Ländern giebt es Claſſen von Menſchen, die ſich vom Ackerbau und der Viehzucht, andre, die ſich von Handwerken, von Fabriken und Manufacturen, andre, die ſich vom Handel nähren; andre dienen mit ihrer Perſon zur Beſchützung des Staats; und andre beſchäftigen ſich mit den Künſten und Wiſſenſchaften und mit der Erziehung und dem Unterricht der Jugend. In ſolchen Staaten kann alſo der Einfluſs der Lebensarten nicht mehr derſelbe ſeyn, als dort, wo dieſe iſolirt waren, und ausſchlieſslich die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich zogen. Die Wirkung einer jeden Lebensart wird jetzt durch die Wirkungen anderer, die neben ihr geführt werden,

aufgewogen und gemäfsigt. Doch die mannichfaltigen Arten der Verbindung dieſer verſchiednen Lebensweiſen zu unterſuchen, würde ein endloſes, überflüſſiges und langweiliges Geſchäft ſeyn; es ſey alſo genug, hier nur im Allgemeinen zu bemerken, daſs nichts zur Beförderung wahrer Humanität mehr beyträgt, als das Zuſammenbeſtehen mehrerer von einander verſchiedener und unabhängiger Lebensarten, unter Menſchen, die ſich ihrer wechſelſeitigen Bedürfniſſe wegen an einander ſchlieſsen. Abgerechnet, daſs durch die Abſonderung der Künſte und Lebensarten jedes Fach des menſchlichen Fleiſſes mehr ausgebildet wird, und daſs durch die Gemeinſchaft mehrerer Menſchen, die ſich mit verſchiedenen Gegenſtänden beſchäftigen, jeder ſeinen Geſichtskreis erweitert und ſeinen Verſtand mit Begriffen bereichert, die auſſer ſeinem Fache liegen, und ihm in einem iſolirten Zuſtande fremd geblieben wären, ſo wird auch hiedurch die Geſinnung befördert, nach welcher man jeden, ſo verſchieden von der unſrigen auch ſeine Beſchäftigung ſeyn, und wie anders auch ſein Geiſt durch die Richtung, welche er durch den jedesmaligen Beruf erhalten hat, ausgebildet ſeyn mag, als Mitwirker zum allgemeinen Ziele des öffentlichen Wohlſtandes und der bürgerlichen Ordnung und Glückſeligkeit ſchätzt. Je mehr Männer von verſchiednen Berufsarbeiten ſich einander nähern, deſto mehr wird auch dasjenige ausgebildet, was, ungeachtet der verſchiedenen

Fächer, denen sie ihren Fleifs widmen, ihnen allen gemein ist, und welches immer mehr herausgehoben werden mufs, damit jene Gemeinschaft desto fester werde, — ihre Eigenschaften als Menschen und Bürger. Wenn mehrere Menschen zusammen leben, die alle Ein und dasselbe Ziel ihres Fleifses, eine und dieselbe Beschäftigung und Lebensart haben, so finden sie in ihren gemeinschaftlichen Studien hinreichenden Stoff zur gegenseitigen Mittheilung; sie unterhalten sich z. B. als Künstler oder als Gelehrte und auch im letztern Fall als Gottesgelehrte, Rechtsgelehrte, Ärzte, Philosophen oder Alterthumskenner; leben hingegen Menschen von verschiednen, ja entgegengesetzten Berufsarten neben einander, so müssen sie zum Behufe ihrer gegenseitigen Mittheilung einen andern Vereinigungspunkt suchen, und je enger dieses Zusammenleben ist, desto eher werden sie diesen in ihrem allgemeinen Interesse als Menschen und Bürger, uud in denjenigen Kenntnissen finden, die nicht der Gegenstand irgend eines Berufs sind, sondern zu der Cultur des Verstandes überhaupt gehören, — in der Philosophie und in den schönen Künsten und Wissenschaften. Aber freylich mufs, um diese Wirkung hervorzubringen, Geselligkeit und das Bedürfnifs der gegenseitigen Mittheilung nicht mehr auf einer niedrigen Stufe stehen; die verschiednen Arten des Berufs müssen geschieden, aber die Stände, die jenen zufolge entstanden sind, müssen soviel wie möglich in der

gesellschaftlichen Mittheilung gemischt seyn. So lange noch Standesvorurtheile, Eigennutz und Beschränktheit diese gesellschaftliche Mischung verhindern, ist die Civilisation und Humanität noch nicht fest gegründet, so gross auch sonst die Betriebsamkeit in einzelnen Fächern und selbst der Wetteifer in gelehrten Arbeiten seyn mag.

Wenn der Boden oder die Lage eines Landes eigentlich nur eine Art der Beschäftigung, eine Lebensweise begünstigt, so werden alle andern Handwerke, Künste und Wissenschaften dieser, als ihrem letzten Zweck, untergeordnet, ihr Werth nur nach dieser, als ihrem wahren Maasstabe, beurtheilt. So ist in Holland der Handel das Hauptbedürfniss, die Hauptstütze und die Hauptbeschäftigung des Landes; alle andern Beschäftigungen, selbst die mit gelehrten Kenntnissen werden nur in so fern geschätzt, als man durch sie etwas gewinnen, oder eine Art von Handel treiben kann, oder in so fern sie zur Beförderung des Nationalhandels etwas beytragen können; alle politischen Veränderungen haben mehr oder weniger in dem Interesse des Handels ihren Grund gehabt, und die Regierung ist vor innerem Widerstand und Empörung sicher, so lang nur der Handel gut geht. Eine solche Beziehung aller Arten, auf welche die Geisteskräfte des Menschen sich äussern können, auf eine Hauptbeschäftigung muss daher den Geist einseitig machen; der gesellschaftliche Ton kann sich unter Menschen, die

alle in ihren Berufsarbeiten, in ihrem Dichten und Trachten gröfstentheils übereinftimmen, nicht durch Theilnahme an dem allgemeinen Intereffe der Menfchen als geiftiger und moralifcher Wefen beleben, oder vielmehr es kann kein rechter gefellfchaftlicher Ton aufkommen, und bey allen Verfeinerungen des Luxus bleibt immer ein Schatten von Rohheit in den Sitten, im Gefchmack und in der Denkungsart übrig.

Eine ähnliche Wirkung, als die gefellfchaftliche Mifchung der verfchiednen Stände, hat auch das freyere gefellfchaftliche Verhältnifs des weiblichen zum männlichen Gefchlecht, wo beyde, jedes feiner Beftimmung treu, die Angelegenheiten des Lebens unter fich theilen, und in einer freundfchaftlichen, durch gegenfeitige Achtung aufrecht erhaltenen, Verbindung zufammenleben. Die Richtung der Geifteskräfte des Weibes, die immer mehr auf das Einzelne, als das Allgemeine, auf das Angenehme und Unterhaltende, als auf das Tiefliegende und Gründliche geht, zwingt den Mann, in der gefellfchaftlichen Mittheilung aus feinem gewohnten Ideenkreife heraus zu treten, und feinen Ernft durch das unterhaltende Spiel der Einbildungskraft zu mildern, fo wie auf der andern Seite die Sanftmuth und das feine Gefühl des Weibes für das Schickliche die wilde Rohheit des Mannes mäffigt und abfchleift.

Es bleibt uns jetzt noch zu erwägen übrig, welchen Einflufs auf den Nationalcharakter die übrige,

von den Erzeugniſſen des Bodens abgeſonderte, natürliche Beſchaffenheit eines Landes, vermöge welcher es entweder gebirgig oder flach, kahl oder waldig, von Strömen durchſchnitten oder trocken iſt, ſo wie die Lage deſſelben mitten im Meere, längs der Küſte oder im Inneren, haben könne; ferner welche Wirkung die äuſſere Anſicht des Bodens auf die Entwickelung des Gefühls fürs Schöne oder Erhabene äuſſere. — Daſs die Einwohner gebirgiger Gegenden gewöhnlich rauh und hart, ſtreitbar und freyheitliebend ſind, haben wir ſchon oben bemerkt; aber dort betrachteten wir dieſes blos als eine Folge der Unfruchtbarkeit, welche den Gebirgen eigen zu ſeyn pflegt. Abgeſehen von dieſer Unfruchtbarkeit, müſſen indeſſen gebirgige Gegenden auch an und für ſich betrachtet, jene Wirkungen hervorbringen, theils weil ſie gegen jeden Angriff von auſſen gedeckter ſind, und Bewuſſtſeyn ſeiner Sicherheit dem Menſchen in eben dem Maaſse Selbſtvertrauen, Unerſchrockenheit und Muth einflöſst, theils, weil Gebirge eine natürliche Scheidewand der Völker ausmachen, und eine ſolche Trennung der Völker zu Nacheifer, Vergleichungen, Eiferſucht, und ſomit zu Streitigkeiten Anlaſs giebt, die hinwiederum kriegeriſchen Muth und Rohheit wecken und pflegen. Wenn gleich unter policirten Völkern die Wirkungen letzterer Art vom Ausbruch zurückgehalten werden, ſo bleibt doch der Saame dazu unvertilgt, der dann bloſs Stolz und Hochſinn hervor-

treibt. Zur Erweckung des Schönheitsgefühls kann der äuſſere Eindruck der Gebirgsländer deſto weniger behülflich ſeyn, je höher, ſchroffer und rauher dieſe ſind; eher wird das Gefühl fürs Erhabene in denſelben Nahrung finden, und ſich im Allgemeinen als Ernſt äuſſern. In dieſer, ſo wie in den andern, Rückſichten haben flache und ebne Gegenden die entgegengeſetzte Wirkung; ſie nähren weder das Schönheitsgefühl, noch die Stimmung fürs Erhabene, ſondern geben dem Geiſte einen einförmigen, wenig anziehenden Anſtrich. Das Schönheitsgefühl gedeihet nur in Ländern von mittlerer Beſchaffenheit, wo das Erdreich in reizender Mannigfaltigkeit der Vegetation bald zu Hügeln oder Bergen ſich erhebt, bald zu Thälern, Triften und Feldern ſich herabſenkt, hier von Flüſſen und Bächen in mancherley Windungen durchſchnitten iſt, dort in fortlaufender Strecke mit Gehölz, Fruchtfeldern, Gärten und Wohnungen abwechſelt. Dieſe Beſchaffenheit eines Landes ſcheint auch groſsentheils durch die bloſse Anſicht bey den Einwohnern die Neigung zum frohen Lebensgenuſs, die Sanftmuth, Milde und Heiterkeit der Seele zu bewirken, welche wir oben als eine Folge der Fruchtbarkeit des Bodens betrachtet haben, dahingegen ein flaches einförmiges Land auch den Geiſt flach und einſeitig zu machen, und das Gefühl abzuſtumpfen und einzuſchläfern ſcheint *).

*) Man ſehe, was *Bernier* in der Allg. Samml. der Reiſ.

Dafs die Menge und Gröfse der Flüffe, von denen ein Land durchfchnitten ift, wenn nicht andere Umftände, wie die politifche Lage in Deutfchland, den Einfluſs diefer Vortheile zerftören, die inländifche Schiffahrt und die wechfelfeitige Mittheilung der Einwohner befördert, diefe dadurch gefelliger, gewandter und ihren Geift vielfeitiger macht, den Handel und in feinem Gefolge die Entftehung und Ausbreitung der Künfte und des Erwerbfleifses begünftigt, ift fchon fo oft bemerkt worden, dafs wir einer weitern Ausführung diefer Bemerkung uns leicht überheben können. Einen ähnlichen, jedoch gröfseren und ausgebreitetern Einfluſs auf die Bildung der Völker hat die inſulariſche Lage eines Landes, befonders wenn es in der Nachbarfchaft anderer Länder liegt, oder zu einer Infelgruppe gehört. Die Folgen einer folchen Lage find im Allgemeinen diefelben, wie in flufsreichen Gegenden; da aber folche Länder felbft an Befchaffenheit, Boden und Produkten und die Einwohner an Sitten, Gebräuchen und Vorftellungsart verfchiedener zu feyn, die letzteren fich auch unter einander mehr als Fremde zu betrachten pflegen, fo gewinnt der Geift durch Bemerkung jener Verfchiedenheiten an Umfang, fo wie durch Rivalität an Energie und innerer Stärke, und die Sitten durch wechfelfeitiges

---

Th. II. S. 116. ff. von den Caſchmirern und der Befchaffenheit ihres Landes fagt.

Bedürfniſs an Geſchmeidigkeit. Daher mag es zum Theil kommen, daſs auf den Küſten Kleinaſiens und den Inſeln des Ägäiſchen Meeres Induſtrie, Künſte, Gewerbe und Wiſſenſchaften eher aufblüheten, als im eigentlichen Griechenlande; auch zeigen die Bewohner der freundſchaftlichen und Societätsinſeln im Südmeere ſchon die Keime zu allen jenen Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters, ob ſie gleich auf der Stufe der Civiliſation, worauf ſie ſtehen, und von der ſie erſt allmählich höher ſteigen ſollen, noch nicht Gelegenheit genug finden, ſich zu entwickeln. Jener Trennung von andern Ländern durch das Meer, welche immer gröſser und wirkſamer als jede andre durch Flüſſe oder Berge iſt, ſcheinen die Inſulaner auch eine gröſsere Unabhängigkeit von auſſen und einen höhern Grad politiſcher und bürgerlicher Freyheit zu verdanken zu haben, nicht ſowohl weil ſie den Angriffen auswärtiger Nationen weniger ausgeſetzt ſind, als weil ihre Lage ſelbſt eine frühere Vereinigung zu einem politiſchen Ganzen begünſtigt, und das Band dieſer Vereinigung unter Geſetze enger zuſammen zieht. Es giebt nicht leicht eine Inſel, die nicht zu irgend einer Zeit oder zu verſchiedenen Malen die Beute fremder Eroberer geworden wäre, und um in der Nähe zu bleiben, darf man ſich nur der Geſchichte von England erinnern, welches nach den Zeiten der Römer drey vollſtändige Unterjochungen, von den Sachſen, den Dänen und den Normännern erlitten hat. Die

insulariſche Lage eines Landes würde ihm alſo wenig helfen, wenn die Einwohner deſſelben ihr nicht durch eine feſtere Vereinigung und durch ihren Geiſt der Selbſtſtändigkeit zu Hülfe kämen. Daſs dieſer Geiſt der politiſchen Vereinigung und der Selbſtſtändigkeit den Inſulanern beſonders eigen iſt, kann ebenfalls das Beyſpiel Englands beweiſen, wo, ungeachtet aller Eroberungen, eine beſtändige Tendenz zur geſetzmäſſigen, auf das Gleichgewicht aller Stände abzweckenden, Vereinigung ſichtbar iſt, die, obgleich durch Eroberungen auf einige Zeit gehemmt, dennoch bald darauf wieder hervorbrach. Aber ein ſolcher Geiſt der moraliſchen und politiſchen Selbſtſtändigkeit muſste auch in einem Lande entſtehen, das von der Natur gewiſſermaſsen ſich ſelbſt und dem Fleiſse ſeiner Bewohner überlaſſen, gleichſam phyſiſch ſelbſtſtändig iſt. Je mehreren und gröſseren Schwierigkeiten die Communication der Inſulaner mit andern Nationen unterworfen iſt, deſto enger müſſen ſich jene an einander ſchlieſsen, um von einander ſelbſt und von ihrer phyſiſchen Lage durch vereinigte Kräfte die Unterſtützung und den Vortheil zu ziehen, den ſie von ihren Nachbarn jenſeits des Meeres nur mit Mühe erhalten können. Jeder Einzelne enthält alſo in den Augen der übrigen deſto mehr Wichtigkeit, je deutlicher die Abhängigkeit des Ganzen von dem Fleiſse einzelner Mitglieder in die Augen fällt, und gelangt zu einem deſto erhöhteren Selbſtgefühl, je mehr er ſeinen Werth in

Verhältnifs zum Ganzen einſieht. Inſulaner erhalten alſo ihren unabhängigen Geiſt urſprünglich nicht durch ihre inſulariſche Lage an und für ſich ſelbſt, ſondern — auf eben dem Wege, wie die Bewohner nur mittelmäſsig fruchtbarer oder gebirgiger Länder — durch die Anſtrengung, welche ihre abgeſonderte Lage zu ihrer eigenen Unterhaltung erfordert; und es iſt daher zu erklären, wie andere Inſeln, ungeachtet ihrer Abſonderung, und ihrer angeblichen Sicherheit vor auswärtigen Angriffen, dennoch beynahe immer, wie Sicilien, der Tummelplatz fremder Eroberer oder Anſiedler ſeyn konnten, weil die Ergiebigkeit ihres Bodens ſie jener geiſtſtärkenden Anſtrengung überhob. Durch ihre Lage und ihre geringere Vermiſchung mit Auswärtigen aber erhalten Inſulaner diejenige Anhänglichkeit an einander, und denjenigen Gemeingeiſt, der mehr oder weniger bey allen einigermaſsen zahlreichen Corps entſteht, welche deſto mehr unter ſich zuſammenhangen, je weniger ſie mit andern auſſer ihrer Genoſſenſchaft in Verbindung ſtehen. Daher auch zum Theil jene Originalität der Ideen und der Handlungsweiſe, und jene Verachtung der Ausländer, wodurch ſich die Einwohner beträchtlicher Inſeln, und in unſern Zeiten vorzüglich die Engländer auszeichnen.

Dieſe Eigenthümlichkeiten im Charakter der Inſulaner werden durch andere Umſtände, die aber erſt bey fortrückender Civiliſation zur Reife kommen, — durch den Seehandel, wozu ihre Lage ſie

einladet, und durch die Errichtung einer Seemacht, welche zur Sicherheit des Handels erforderlich ist, unterstützt und verstärkt, so wie sie hinwiederum jene ursprünglichen Züge dem Charakter noch tiefer einprägen. Wenn einerseits schon der schreckliche und majestätische Anblick des Meeres im Sturme sowohl wie in Ruhe das Gemüth zu erhabenen Empfindungen, zum Gefühl seiner selbst, und zur Unerschrockenheit stimmt, welche in rohen Seelen sich gewöhnlich als Übermuth und Trotz zeigt, so macht Überlegenheit zur See einer Nation ihre Stärke desto fühlbarer, da sie dazu dient, zugleich andern ungestraft und leicht Schaden zuzufügen, und sie selbst dagegen zu schützen; und so überredet sich eine zur See mächtige Nation leicht, wie Montesquieu es schön ausgedrückt hat, dass ihre Macht eben so wenig Gränzen habe, wie der Ocean selbst *).

Einen ausgebreiteten Handel erhalten Inseln schon natürlicherweise durch ihre Lage, und ohne uns hier auf alle Wirkungen des Handels einzulassen, von denen einige kaum einer ausführlichen Auseinandersetzung bedürfen, und andre nicht sowohl dem Handel, als andern Umständen zugeschrieben werden müssen, wollen wir hier nur das Verhältnifs betrachten, in dem der Handel zur Festsetzung der politischen und bürgerlichen Freyheit, und zur Bildung eines selbstständigen Charakters steht. — Da

*) *Mont. Espr. d. l. Tom. II. p. 220.*

ohne Sicherheit des Eigenthums kein einigermafsen beträchtlicher Handel ſtatt finden kann, ſo folgt, daſs handeltreibende Nationen beſonders jene Sicherheit zu gründen ſuchen, und daſs die Geſetze, welche ſich darauf beziehen, unter ihnen in gröſserer Anzahl vorhanden *) und beſtimmter ſeyn werden. Die Willkühr iſt alſo hiedurch ſchon eingeſchränkt, ſie wird es aber noch mehr dadurch, daſs die Sicherheit des Eigenthums nothwendig auch die Sicherheit der Perſonen nach ſich zieht; — denn wozu würde jene nützen, wenn die Perſonen ſelbſt willkührlich eingekerkert oder verfolgt werden könnten? — und hieraus folgt, daſs in handeltreibenden Staaten auch die Verfaſſung und Verwaltung der Gerichte billiger, beſtimmter und der natürlichen Freyheit der Menſchen gemäſser ſeyn muſs. Die Gerechtigkeitspflege muſs aber auch ſchleunig und unpartheyiſch oder für alle gleich ſeyn; denn eine Gerichtsſache, in die jemand verwickelt iſt, hemmt immer ſeine Thätigkeit und den Gebrauch ſeiner Kräfte in irgend einer Rückſicht, und macht ſie ſelbſt bis zur Entſcheidung jenes Proceſſes, ungewiſs und unbeſtimmt; je länger jene Entſcheidung aufgeſchoben wird, deſto länger dauert dieſe Unbeſtimmtheit ſeiner Verhältniſſe und der langſame Gang der Gerichtsverhandlungen kränkt alſo bey

*) *Blackſtone Comm. on the laws of Engl. T. III. p. 327.*

einer Beſchäftigung, wie der Handel iſt, der Beſtimmtheit der Verhältniſſe, wie Credit, vorzüglich erfordert, die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums nicht viel weniger, als ein gänzlicher Mangel derſelben; ferner wo bey Verwaltung der Gerechtigkeit das Anſehen der Perſonen gilt, da kann ſelbſt der am meiſten Begünſtigte ſich nicht für völlig ſicher halten. Wenn dieſe beſtändige Rückſicht der Geſetze auf Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums und auf Rechtsgleichheit die Grundlage der perſönlichen Freyheit ausmacht, ſo wird die politiſche Freyheit in Handelsſtaaten ebenfalls auf dem Grunde der Sicherheit des Eigenthums errichtet. Das Eigenthum muſs auch gegen Angriffe von Seiten der Machthabenden und der Regierung ſicher geſtellt werden; und wird es dieſes ſeyn, wenn die Regierung durch willkührliche Auflagen und Geldforderungen jedem einen Theil ſeines Eigenthums oder ſeiner Einkünfte entziehen kann? Man wird es alſo für nöthig halten, daſs die Regierung erſt die Einwilligung der Unterthanen zu jeder neuen Auflage einhole, und daſs alſo die Nation, wenn ſie wegen ihrer Gröſse dieſes Geſchäft nicht ſelbſt übernehmen kann, Stellvertreter ernenne, welche ſich über die Auflagen im Namen der Nation mit der Regierung verſtehen. Dieſer Einfluſs der Nation im Ganzen auf die Beſchlüſſe der Regierung iſt in Handelsſtaaten deſto nöthiger, da die Angelegenheiten des Staats dadurch mehr Feſtigkeit

erlan-

erlangen, und von der Willkühr einiger Wenigen unabhängiger werden. Feſtigkeit des politiſchen Syſtems iſt aber nöthig, damit der Kaufmann in ſeinen Unternehmungen nicht durch die Furcht vor einer Veränderung des Verhältniſſes ſeiner Nation mit Auswärtigen gehindert werde *) Auf dieſe Art ſind alſo die Grundlagen der perſönlichen und politiſchen Freyheit, Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, Rechtsgleichheit und Einfluſs der geſammten Nation durch ihre Bevollmächtigten auf den Finanzeinrichtungen der Regierung eben ſo viele Maaſsregeln zur Gründung und Beförderung des Handels, und dieſe Ableitung einer freyen geſetzmäſſigen Verfaſſung aus den Foderungen des Handels dürfte wenigſtens nicht gezwungener ſcheinen, als der Verſuch eines berühmten politiſchen Schriftſtellers, die Entſtehung der Engliſchen Conſtitution aus dem Clima der Brittiſchen Inſeln herzuleiten. Auf dieſen Grundlagen, die in der Engliſchen und vormaligen Niederländiſchen, ſo wie in der Verfaſſung aller Handelsſtaaten noch ſichtbar genug ſind, errichten nachher Zeit, Umſtände und der natürliche Gang der Dinge das vollſtändige Gebäude der geſetzmäſſi-

---

*) *Dans les monarchies les affaires publiques ſont la plupart du tems auſſi ſuſpectes aux marchands, qu'elles leur paroiſſent ſûres dans les états republicains. Les grandes entrepriſes de commerce ne ſont donc pas pour les monarchies.* Montesqu. Eſpr. d. l. XX. 4.

gen Freyheit, das wieder verſchiedner Formen fähig iſt. Denn keine der drey bekannten Regierungsformen, weder Demokratie, noch Ariſtokratie, noch Monarchie, ſind an ſich ſelbſt mit der wahren Freyheit unvereinbar, ſondern werden erſt durch Lokalverhältniſſe nachtheilig oder vortheilhaft. Doch dieſe Behauptung wird erſt im folgenden Kapitel ihre genauere Ausführung finden, wo zugleich der Einfluſs deutlicher gezeigt werden wird, den bürgerliche und politiſche Freyheit auf die Selbſtſtändigkeit des Charakters hat. Hier mögen nur noch einige Bemerkungen über die Urſachen der Verſchiedenheiten, die ſich im Charakter mehrerer, obgleich insgeſammt handeltreibender, Nationen offenbaren, einen Platz finden.

Wir wollen dieſe Bemerkungen durch eine Vergleichung der Engländer und Holländer in einigen Stücken erläutern. Beyde Nationen haben dieſelbe Grundlage des Charakters, ruhige Bedächtigkeit und Phlegma, mit einander gemein, aber der Engländer zeigt eine ungleich gröſsere Unabhängigkeit von dem Urtheile anderer und von angenommener Handelsweiſe, einen vielſeitigern und umfaſſendern Blick, und überhaupt mehr von dem, was man eine liberale Denkungsart zu nennen pflegt, als der Holländer, der den Weg, welcher ihm von ſeinen Vorfahren oder durch den einmal angenommenen Gebrauch vorgezeichnet iſt, ſelten und ungern verläſst, von jeder Sache nur den materiellen Nutzen zuerſt

und vorzüglich ins Auge fafst, und überhaupt einen eingefchränktern Geift verräth. Aber von jeher find auch die Holländer, durch die nothwendige Rückficht auf das Intereffe ihres Handels und durch ihren Platz auf dem feften Lande gedrungen, von den Welthändeln Europa's und befonders des feften Landes abhängiger gewefen, als die Engländer; denn der Handel der Engländer befteht mehr in einem Austaufch der Producte ihres Landes, fo wie deffen Colonien, und ihres Kunftfleifses gegen die Producte anderer Länder, und wird eben fo fehr durch das Intereffe anderer Nationen, als durch ihr eigenes unterhalten, da hingegen die Holländer, bey dem Mangel oder der geringen Anzahl eigener Producte mehr einen Zwifchenhandel führen, welcher der Vergünftigung anderer Nationen vorzüglich bedarf. Daher wahrfcheinlich auch der geringere Luxus und die gröfsere Frugalität und Sparfamkeit der Holländer, fo wie ihr Mangel an kriegerifchem Geift. In fpätern Zeiten kam die politifche Ohnmacht der Republik noch zu der Wirkung, welche die Gattung ihres Handels fchon an und für fich hatte; denn in den Zeiten der de Witt, Ruyter und Heinfius theilte fich wahrfcheinlich der Geift politifcher Wichtigkeit und Unabhängigkeit auch den Individuen mit.

Eine zweyte Urfache jener Verfchiedenheiten zwifchen dem Charakter der Holländer und Engländer liegt in der verfchiedenen Natur der Länder, welche beyde bewohnen. Holland kann fich, viel-

leicht ſelbſt phyſiſch, nur durch den Handel erhalten, da die Natur des Bodens ihm die Vortheile des Ackerbaues wenigſtens groſsentheils verſagt. Der Handel muſste alſo dort eine viel allgemeinere, beynahe ſelbſt ausſchlieſsliche, Beſchäftigung werden, und konnte alſo ſeinen natürlichen Einfluſs auf den Charakter der Nation, durch Hervorbringung einer ſtrengeren Sparſamkeit und Frugalität, und durch methodiſche Richtung des Geiſtes auf Gewinn, viel uneingeſchränkter äuſſern, als in England, wo Land- und Ackerbau, Künſte und Wiſſenſchaften aller Art einen viel bedeutendern Rang behaupten. Aber den gröſsten Antheil an dem liberalern Anſtrich, den der Engliſche Nationalcharakter trägt, hat wohl die glückliche Miſchung der monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen Form in der Verfaſſung dieſes Landes, wodurch nicht allein das politiſche Intereſſe aller, jedem gröſsern Staate weſentlichen, Claſſen, ſondern auch die Richtung des Geiſtes, welche bey jeder Claſſe durch die Art der reſpectiven Beſchäftigungen beſtimmt iſt, durch die verſchiedne Bildung der andern, ſo wie durch die geſellſchaftliche und politiſche Gemeinſchaft mit denſelben im Gleichgewicht erhalten wird, und dieſe Claſſen dennoch ſo in einander flieſsen, daſs alle in den Augen des Staats ein gleiches Gewicht haben, und jeder der Eintritt in die andre offen ſteht.

Dieſen Betrachtungen zufolge, werden wir unterſcheiden müſſen, ob vom Einfluſſe des Handels

im Allgemeinen und überhaupt, oder in Beziehung auf eine beſtimmte Nation die Rede iſt. Jener wird nach den aus der Natur des Handels flieſsenden Erfordernissen beurtheilt, aber bey der Anwendung dieſer allgemeinen Beſtimmungen auf die Charakteriſirung einer gewiſſen Nation kommt es darauf an, ob dieſe mehr einen Paſſiv- oder Activhandel treibt, und ob nicht andre, in dem Boden, der Lage, Gröſse und Verfaſſung eines Landes gegründete, Umſtände jenen allgemeinen Einfluſs hemmen und einſchränken. Dieſe letztere Rückſicht hat man oft aus der Acht gelaſſen, indem man dem Handel als allgemeine Wirkung zuſchrieb, was nur als eine Folge deſſelben unter gewiſſen gegebnen Umſtänden, oder gar nur als Wirkung anderer, obgleich begleitender, Urſachen betrachtet werden durfte. So hat Montesquieu den Mangel an Gemeingeiſt als eine Folge des Handelsgeiſtes angeſehen *). Ein Blick auf England wäre aber ſchon hinlänglich geweſen, wenigſtens Zweifel wegen dieſer Folgerung zu erregen. Noch mehr aber wird der Ungrund derſelben ſich entdecken, wenn man bedenkt, wie eng der Flor des Handels mit der Einführung und Handhabung beſtimmter und vernünftiger Geſetze, mit der Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit der Verfaſſung, und mit einer weiſen Staatsverwaltung verbunden iſt, und wie ſehr alle, die an dem Handel Theil neh-

*) *Eſpr. d. l.* XX. 2.

men, (welches in Handelsſtaaten die gröſste Anzahl iſt) ſich, ihres eigenen Intereſſe wegen, die Begründung und Aufrechthaltung des Gemeinweſens werden angelegen ſeyn laſſen. Jene Bemerkung über den Mangel an Gemeingeiſt unter handeltreibenden Nationen iſt wahrſcheinlich von einem Handelsſtaate, der zu der Zeit jenes Schriftſtellers durch heftige Factionen zerrüttet wurde, oder in deſſen Geſchichte er gerade die Zeit ſeines Verfalls vor Augen hatte, vielleicht von Holland, abgezogen worden. Aber in jedem Staate, ſo viel Gemeingeiſt ſeine Bürger auch ſonſt gezeigt haben mögen, wird einmal eine Zeit eintreten, wo jener Gemeingeiſt erkaltet, und durch die Verdorbenheit der Sitten Eigennutz an deſſen Stelle geſetzt wird; dieſes iſt die Zeit ſeines Verfalls, der früher oder ſpäter jeder menſchlichen Einrichtung bevorſteht, und der nebſt ſeinen Zeichen und Folgen eben deswegen dem Handel nicht zugeſchrieben werden kann, weil er bey jeder Verfaſſung unausbleiblich iſt. Wenn Factionen in einem Handelsſtaate wüthen, wie dieſes der Fall in Carthago, Holland und England geweſen iſt, ſo beweiſt dieſes (ohne zu erwähnen, daſs ſolche mehr eine Folge politiſcher Verhältniſſe und der Verfaſſung, als des Handels, ſind) keinesweges, daſs die Bürger jenes Staats keinen Gemeingeiſt beſitzen; ſo viel auch immer Eigennutz und Privatintereſſe zu dem Entſtehen und der Heftigkeit der Factionen beytragen mögen, ſo iſt doch bey ſolchen, die nicht

ſowohl den Vorrang gewiſſer Familien, als die Oberhand verſchiedner politiſcher Grundſätze betreffen, immer nothwendig, daſs die Bürger des Staats an der Wohlfahrt und der guten Einrichtung deſſelben einigen Antheil nehmen, und wenigſtens einen Funken von Gemeingeiſt beſitzen, obgleich dieſer misverſtanden und irre geleitet ſeyn mag; denn in einem Staate, wo ſich niemand oder ſehr wenige für das gemeine Wohl intereſſiren, werden ſchwerlich jemals Factionen entſtehen, oder wenn ſie entſtehen, ſchwerlich mehr als unbedeutend ſeyn.

Einer ähnlichen Einſchränkung bedarf die Behauptung, daſs der Handel die Einwohner eines Staats unkriegeriſch mache; eine Behauptung, die ſich von der vorigen darin unterſcheidet, daſs ſie mehr ein Lob, als eine Beſchuldigung der Handelsſtaaten iſt; denn Abneigung gegen den Krieg kann einem Staate erſt dann zum Vorwurf gemacht werden, wenn er ſeine eigene Wohlfahrt, und ſein politiſches Gewicht dadurch in Gefahr bringt. Welchen ſtärkeren Antrieb zum Kriege könnte aber wohl ein ganzes Volk haben, als wenn es in ſeinem Handel, worauf die Wohlfahrt und das Anſehen der Staaten, von denen wir jetzt reden, gröſstentheils beruht, von einem ungerechten Nachbar beeinträchtigt wird? welcher Grund zum Kriege iſt denkbar, der zugleich die Nation im Ganzen und jedes Individuum insbeſondere unmittelbar und näher beträfe? Es möchte alſo wohl eher den Anſchein haben, daſs

nur die Kriege der Handelsſtaaten, ſo wie überhaupt ſolcher, in welchen das Intereſſe des Ganzen mit dem einzelner Individuen mehr zuſammentrift, eigentliche Nationalkriege ſeyen; denn daſs die Kriege anderer, nicht nur monarchiſcher, ſondern auch republikaniſcher Staaten, mehr den Leidenſchaften der Herrſcher und Machthaber, als der Stimmung der Nation ſelbſt, ihren Urſprung verdanken, iſt zu bekannt, um einer genaueren Auseinanderſetzung zu bedürfen. Auch gelingt für England ſelten ein Krieg, zu dem die Stimme der Nation die Regierung nicht zuvor berechtigt hätte, ſo wie eine weiſe Adminiſtration dort auch ſelten einen andern unternimmt.

Man ſchreibt ferner den Handelsvölkern milde und ſanfte Sitten zu *); ein Lob, das vielleicht von manchem belächelt werden dürfte, der ſich erinnert, wie ſelten man die Sitten der Engländer und Holländer in dieſem Lichte betrachtet. Höfiſches Weſen, oder die ſogenannte Höflichkeit, die eigentlich nur das äuſſere Betragen betrifft, und in einem Vertrage der Eitelkeit und Eigenliebe verſchiedener Perſonen beſteht, darf man freylich in einem Handelsſtaate nicht erwarten; dazu iſt jedermann zu ſehr mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, und zu ſehr von ſeiner eignen Wichtigkeit und Unabhängigkeit überzeugt; auch die ſanftern

*) *Montesq. XX, 1.*

geſelligen Tugenden, wie zuvorkommende Dienſtfertigkeit etc., die auf einem ſchnellen und feinen Gefühle des Gefälligen beruhen, ſind dort in geringem Grade anzutreffen, als in ſolchen Ländern, wo die Menſchen mehr Muſse zu geſellſchaftlichen Vergnügungen haben; aber Theilnahme an dem Schickſale anderer und Gutmüthigkeit findet dagegen in denſelben deſto mehr ſtatt, je ſtärker das Gefühl, wie ſehr ein jeder des andern nicht bloſs zum Vergnügen bedarf, durch die Verbindung der Geſchäfte erregt, und durch das ſtärkere häusliche Band auf einen Mittelpunkt bezogen wird. —

Ehrlichkeit im Handel und Wandel wird mit Recht als eine Folge des Handels angeſehen; da ohne dieſelbe das wechſelſeitige Zutrauen erſchlaffen würde. — Dagegen wird den Handelsvölkern auch Gewinnſucht und Beſtechlichkeit vorgeworfen. Freylich weichen dieſe in der Schätzung verſchiedener Dinge und Handlungen ſehr von dem Maaſsſtabe anderer Nationen ab, beſonders ſolcher, die unter monarchiſchen Regierungsformen leben, und das Prinzip der Ehre zur Richtſchnur ihrer Handelsweiſe gemacht haben; viele Dinge haben bey ihnen einen Preis, die bey andern nur nach der Geſinnung geſchätzt werden würden. Aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man glaubte, daſs darum bey ihnen alle Handlungen und Tugenden nach dem Geldwerthe angeſchlagen, und nur in ſo fern geſchätzt und ausgeübt würden, als Gewinn von

ihnen zu hoffen wäre. Dieſes mag höchſtens nur bey überhandnehmender Sittenverderbniſs der Fall ſeyn; — und dann haben auch andre Staaten nichts vor Handelsſtaaten voraus, wie das Beyſpiel der Römer in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaiſern zeiget — oder bey ſolchen Nationen, deren Handel durch politiſche Verhältniſſe, durch Verfaſſung und Regierungsform im Zwang gehalten, und nur auf kleinliche Gegenſtände beſchränkt iſt, wie bey den Chineſen; denn Krämerey und Kleinhandel, Verachtung und Beſchränkung des Handelsſtandes iſt für die Sitten eben ſo nachtheilig, und bringt in eben dem Maaſse niedrige Gewinnſucht hervor, als Handel im Groſsen Einfachheit der Sitten, Frugalität und Ehrlichkeit befördert.

Dritter Abſchnitt.

Vom Einfluſſe der Regierungsformen auf den Nationalcharakter.

Ehe wir von dem Einfluſſe der Regierungsformen ſelbſt ſprechen, wird es der Mühe nicht unwerth ſeyn, einige Worte über die Urſachen und die Entſtehung jener Formen vorauszuſchicken, und zu unterſuchen, ob die Verſchiedenheit derſelben bloſs dem Zufalle und dem Zuſammentreffen willkührlicher Umſtände oder irgend einer natürlichen Urſache, dem Clima, dem Boden oder der Lebensweiſe zuzuſchreiben ſey.

Dem erſten Anſcheine nach dürfte man vielleicht geneigt ſeyn, zu glauben, daſs dieſe Verſchiedenheiten der Regierungsformen mehr Werke des Zufalls, als beſtimmter phyſiſcher oder moraliſcher Urſachen ſeyen. Daſs der Deſpotiſmus in allen Aſia-

tiſchen Staaten herrſcht, kann daher zu kommen ſcheinen, weil alle jene Staaten in ihrer jetzigen Form durch Eroberungen geſtiftet worden; die eingeſchränkten Monarchieen des weſtlichen Europa können daher entſtanden ſeyn, daſs dieſelben ſchon eine Art von Verfaſſung und gewiſſe Geſetze hatten, ehe ſie von den Nordiſchen Völkern erobert wurden, daſs dieſe es für vortheilhaft hielten, jene Verfaſſung und Geſetze beyzubehalten und ſelbſt anzunehmen, und daſs endlich zufällige Umſtände, wie Gelegenheit, Concurrenz der verſchiedenen Mächte die Form der Staaten allmählich gereift haben; endlich iſt bekannt, daſs Druck und Tyranney der Gewalthaber, ſo wie oft auch die Ränke und die Geſchicklichkeit einzelner Männer zu den Europäiſchen Republiken Anlaſs gegeben haben. Doch dieſe Erklärungen ſind mehr ſcheinbar, als befriedigend. Wie kam es, könnte man fragen, daſs die Aſiatiſchen Eroberer überall, auch in Europa und in Ländern, die ſonſt der Sitz der Freyheit geweſen waren, deſpotiſche Regierungsformen einführten; da hingegen die Nordiſchen Völker, die doch auch Eroberer waren, und Länder eroberten, welche ſchon lange des Römiſchen Drucks gewohnt waren, regelmäſsige durch Geſetze eingeſchränkte Monarchieen, zuweilen ſogar ſehr freye Verfaſſungen gründeten? So viel auch zufällige Umſtände zur Vollendung des Staatsgebäudes beytragen mögen, ſo muſs doch der Geiſt der erobernden Nation den erſten Grund dazu gelegt, und

phyſiſche, in dem Clima, dem Boden oder der übrigen Beſchaffenheit der verſchiedenen Länder gegründete Urſachen auch einigen Antheil an der Ausbildung der Verfaſſungen gehabt haben. Die Frage iſt alſo nun, wodurch der Geiſt der erobernden Nationen ſo verſchieden geſtimmt worden ſey, daſs einige überall Deſpotiſmus, andere eingeſchränkte Monarchieen, und andre Freyſtaaten gegründet haben, und welches die phyſiſchen Urſachen ſeyn mögen, die in jedem Lande zur Gründung und Ausbildung der politiſchen Verfaſſungen in Anſehung ihrer beſondern Formen mitgewirkt haben? Clima kann in beyder Rückſicht nach dem, was wir oben darüber geſagt, gar keinen oder nur einen ſehr geringen Einfluſs gehabt haben; alſo werden wir die Urſachen des verſchiednen Geiſtes der Eroberungen und der in jedem Lande eingeführten Verfaſſungen in der natürlichen Beſchaffenheit der Länder, woher jene Schwärme kamen, und derer, wo ſie ſich niederlieſsen, ſuchen müſſen; eine Erklärung, die durch die Ausführung ſelbſt ihr Licht und ihre Beſtätigung erhalten wird.

Faſt alle Aſiatiſchen Eroberer kamen urſprünglich aus Ländern, die durch ihre natürliche Beſchaffenheit weder Ackerbau noch Handel, noch auch Jagd, ſondern bloſs Viehzucht und Hirtenleben zulaſſen, und Hirtenvölker werden, wenn ſie auswandern und ſich anderswo niederlaſſen, immer deſpotiſche Regierungsformen einführen. Denn da unter ihnen

Heerden den ganzen Reichthum ausmachen, und dieſe nicht unter alle Angehörige einer Familie gleich vertheilt werden können, weil eine ſolche Vertheilung bey der beſtändigen Veränderung der Weideplätze zu leicht Streitigkeiten hervorbringen, und eine ſonſt reiche und mächtige Familie nur in verſchiedene gleich ſchwache Theile zerſplittern würde, deren keine dem Angriffe eines fremden mächtigern Stammes gewachſen wäre, ſo bleibt das ganze Eigenthum gewöhnlich in den Händen des Familienhauptes, dem folglich alle Individuen der Familie völlig unterthan ſind, und der, weil alle Geſetze vom Eigenthumsrechte ausgehen, theils vermöge des väterlichen Anſehens, theils wegen der Anführung im Kriege gegen benachbarte Stämme, eine willkührliche Gewalt über ſeine Familie ausübt. Gelingt es einem ſolchen Oberhaupte durch die Gewalt der Waffen, oder durch den Rang und das Anſehen, das ihm ſeine Reichthümer geben, ſich andre Familien oder Stämme unterwürfig zu machen, ſo wird er über dieſelben, beſonders im erſtern Falle, mit eben ſo unumſchränkter Gewalt herrſchen, als über ſeine Familie; Kriege mit benachbarten Stämmen können ſeine Macht nur noch vermehren, da im Kriege beſonders Einheit der Gewalt und Energie und Geſchwindigkeit in der Ausführung nöthig iſt; und die beſtändige Fortdauer jener Kriege und der gerüſtete Zuſtand gewöhnen die Untergebenen bald, ſich auch in Friedenszeiten derſelben Gewalt

unbedingt zu unterwerfen, besonders da der Mangel an festen Wohnplätzen keine genaue Bestimmung der gegenseitigen Rechte zuläfst. Das Verhältnifs einer solchen Nation gegen eine andre, deren Land sie etwa erobern mag, ist hier auch leicht zu bestimmen, die unterworfene Nation wird der herrschenden als Sclavin dienen, und ihr alle die Dienste leisten müssen, welche diese sonst im nomadischen Zustande von ihren Heerden zog, während sie selbst in Trägheit, Übermuth und Schwelgerey auch in ihren festen Wohnplätzen ihr voriges politisches System fortsetzt.

Wenn die Einschränkung des Eigenthums auf Ein Oberhaupt bey nomadischen Völkern die Quelle einer willkührlichen und despotischen Beherrschung war, so ist dagegen bey Jagdvölkern der beynahe gänzliche Mangel an Eigenthum, das die Person des einen von dem andern abhängig machen könnte, der Grund einer freyern und gleichern politischen Verbindung, in welcher niemand durch Reichthum Übermacht, sondern nur durch ausgezeichneten Muth und vorzügliche Geschicklichkeit Ansehen erlangen kann; denn jeder verdankt dort seinen Unterhalt nur sich selbst, seiner körperlichen Stärke und Behendigkeit auf der Jagd. Die Beschränktheit des Unterhalts bringt nothwendig Monogamie hervor, und wenn die Achtung der Frau dadurch steigt, dafs sie die Liebe ihres Mannes mit keiner andern theilt, und wenn sie daher nicht sowohl Sclavin ihres

Mannes, wie bey Hirtenvölkern, als vielmehr die Verwalterin des Hauswesens ist, so wird zugleich aus demselben Grunde die Verbindung selbst fester und unauflöslicher. Selbst Sclaven scheinen bey solchen Nationen ein gelinderes Loos zu haben, weil bey der geringen Bevölkerung ihr Nutzen grölser und ihre Dienste wichtiger sind *). Eine solche Verfassung muss auch auf das Verhältniss der Krieger zu ihrem Anführer den Einfluss haben, dass jene diesem, als einem, den sie wegen seiner persönlichen Verdienste selbst gewählt haben, mehr mit Treue und Achtung, als mit Unterwürfigkeit zugethan sind. Dieselbe Einrichtung und Verfassung bleibt im Ganzen, wenn eine solche Nation ein andres Land erobert; selbst die vorige Lebensart dauert, ungeachtet der veränderten Umstände, noch lange fort, indem jedes Mitglied der erobernden Nation jede Beschäftigung unter seiner Würde hält, die nicht auf die Jagd oder den Krieg Bezug hat. Die überwundene Nation kommt in dieselbe Art der Sclaverey, worin die Eroberer ihre Sclaven in ihrer Heimath hielten, sie haben ihre angewiesenen Ländereyen, und sind zu gewissen Dienstleistungen verbunden. Dieses war die Verfassung der alten Germanischen Völkerschaften, die sie auch in den Ländern des Römischen Reichs einführten, bis die wider-

*) *Tacit. Germ. 25.*

widerſinnige Verknüpfung von Staatswürden mit Römiſchen Titeln, und die bald erfolgte Erblichkeit derſelben die Lehnverfaſſung, und mit ihr Anarchie unter den obern, und Unterdrückung der untern Claſſen veranlaſste, und nach Auflöſung oder Milderung derſelben die Beſchaffenheit jedes Landes und äuſſere Umſtände in jedem die Verfaſſung verſchieden modificirte. Aber am meiſten iſt jener rohe, in den Germaniſchen Wäldern entſtandene, Entwurf bürgerlicher Freyheit in England ausgearbeitet worden, deſſen freye Verfaſſung, nach dem Geſtändniſſe Engliſcher Schriftſteller ſelbſt, nur eine weitere Ausführung der von den Angelſachſen gelegten Grundlagen iſt, und wo dieſe ſich frühzeitig ſo ſehr entwickelten, daſs die Lehnverfaſſung, die Wilhelm I von Frankreich herüber brachte, keine feſte Wurzel faſſen konnte *).

*) Man glaubt gewöhnlich den Urſprung der Lehnsverfaſſung ſchon unter den germaniſchen Horden in ihrem Vaterlande zu finden. Zwar hatten die Anführer derſelben auch ihre Clienten, die ihnen im Kriege folgten, und mit ihnen ſiegten oder ſtarben (*comitatus*); allein dieſes war eine freywillige, auf Achtung gegen die Tapferkeit des Oberhaupts gegründete Heeresfolge; der Anführer war kein Landeigenthümer, und nicht als ſolcher berechtigt, ſeine Begleiter aufzufordern. Erſt nach Eroberung anderer Länder wurden den Anführern gewiſſe Ländereyen zur Nutznieſſung auf Lebenslang angewieſen, die jeder wieder unter denſelben Bedingungen unter ſein Gefolge vertheilte, und ſich von ihm die Heeresfolge ver-

Auſſer dieſen allgemeinen, in dem Charakter und der Lebensweiſe der erobernden Nation gegründeten Urſachen der verſchiedenen Verfaſſungen giebt es noch beſondere, die in der natürlichen Beſchaffenheit jedes Landes liegen. In Anſehung dieſer kann man zum Grundſatz annehmen, daſs, je volkreicher ein Land, und je gröſser die Verſchiedenheit in den Beſchäftigungen ſeiner Bewohner iſt, je verſchied-

---

ſprechen lieſs, ſo wie er dieſelbe dem Nationalanführer verſprochen hatte. Soweit ging die Verbindung zwiſchen Anführern und Clienten auch in andern Ländern, in Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn und England vor der Normänniſchen Eroberung. Allein das Unterſcheidende der Lehnsverfaſſung, ſo wie ſie ſich in Frankreich beſonders entwickelte, beſtand darin, daſs man den Oberhäuptern zugleich mit dem bedingten Beſitz jener Ländereyen Staatswürden, die man nebſt den Titeln *Comes*, *Dux etc.* aus der Römiſchen Provincialverfaſſung entlehnt hatte, die Gerichtsbarkeit und die Ausübung der weſentlichſten Regentenrechte übertrug, und ſo die bürgerliche Verwaltung mit der militäriſchen Gewalt verknüpfte. Dieſe eigentliche Lehnsverfaſſung kam erſt aus Frankreich nach Deutſchland; ſie hat in den vorher genannten Ländern, die entweder von den Römern nicht erobert worden, oder zur Zeit der Einwanderung der letzten herrſchenden Nation nicht mehr im Beſitz der Römer waren, oder von den Römiſchen Provinzen zu weit entfernt lagen, um die politiſchen Einrichtungen derſelben copiren zu können, nie exiſtirt; ſelbſt die Namen, Graf, Herzog, Freyherr etc. ſind dort erſt in neuern Zeiten eingeführt worden; in England wurde ſie erſt von Wilhelm I eingeführt, obgleich ſelbſt Engliſche Schriftſteller, wie *Stuart view of ſociety in Europe*, ſie daſelbſt ſchon vor dieſer Periode zu finden glauben.

nere Intereſſen und Geiſtesbildungen alſo zu vereinigen ſind, deſto mehr Kraft und Nachdruck, und, um dieſe zu bewirken, Einheit der Regierung beygelegt zu werden, und die Form der Verfaſſung ſich deſto mehr der monarchiſchen zu nähern pflegt; daſs hingegen die Verfaſſung republikaniſcher und ſelbſt demokratiſcher zu werden anfängt, je gleicher die Beſchäftigungen, und ſomit die Geiſtesbildungen und

---

Eine ähnliche Unbeſtimmtheit herrſcht in den Begriffen, die man mit dem Worte Adel verknüpfet. Man will einen Adel ſchon in Athen, Sparta und Rom finden, obgleich *Herault* dieſen Irrthum ſchon lange widerlegt hat; (*Deſ. Heraldi Obſerv. ad I. Att. et Rom. p.* 252. *ff.*) ja man findet ihn ſogar unter den Grönländern und Tunguſen, den Einwohnern der Ladroniſchen und denen der Südſeeinſeln (Meiners Geſchichte der Menſchheit S. 145.). Der groſse Haufen unſerer Zeitungsſchreiber und Journaliſten überſetzt das Engliſche *gentleman* durch Edelmann, und in den gewöhnlichen Declamationen gegen den Adel verwechſelt man den Engliſchen mit dem Deutſchen und ehemaligen Franzöſiſchen Adel. Man würde dieſe ſonderbare Verwirrung vermeiden, wenn man ſich unter dem Worte Adel eine durch gewiſſe Rechte und die Erblichkeit derſelben von den übrigen Staatsbürgern politiſch abgeſonderte Claſſe beſtimmt denken wollte. Der Engliſche Adel unterſcheidet ſich von dem des feſten Landes dadurch, daſs er ein durch die Conſtitution zur erſten Stelle in der Geſetzgebung berufenes, keinesweges aber zu Freyheit von Abgaben oder zum Beſitz der vorzüglichſten Ehrenſtellen berechtigtes, Corps von Staatsbeamten iſt, deren Würde immer nur perſönlich bleibt, und nur auf den älteſten Zweig der Familie forterbt, während die übrigen Zweige derſelben *commoners* bleiben, ob man ihnen gleich oft den Titel *Lord par courtoiſie* zugeſteht.

Intereſſen der Staatsbürger ſind. Daher hat in allen gröſsern Staaten von Europa nur die monarchiſche Form gedeihen können, nicht ſowohl wegen der Gröſse derſelben an und für ſich ſelbſt, als weil ihr Boden wegen ſeiner Güte eine gröſsere Volksmenge vertrug, und dieſe ſich nothwendigerweiſe in verſchiedene Beſchäftigungen, wie die der Landbauer, der Handelsleute, der Künſtler, der Gelehrten, der Krieger, der Güterbeſitzer, und der Staatsmänner, theilen muſste. Jede Beſchäftigung drückt aber dem Charakter derer, die ſich ihr widmen, ein mehr oder weniger eigenthümliches Gepräge auf, und die Menſchen werden dadurch in ihren Begriffen, Grundſätzen und Neigungen zu verſchieden von einander, als daſs Einigkeit derſelben und Feſtigkeit der Regierung zu erwarten wäre, wenn ſie alle unmittelbar an der Verwaltung Theil nähmen, und ſelbſt die höchſte Gewalt ausübten, ohne der Aufſicht und der Leitung eines Oberhaupts, das alle die verſchiedenen Claſſen der Nation in ſeiner Perſon vereinigte, unterworfen zu ſeyn. Ein zur Einführung der Einheit in der Regierung ſolcher Staaten noch wirkſamerer Umſtand iſt die Ungleichheit des Vermögens, welche auch gröſstentheils aus jener Verſchiedenheit der Beſchäftigungen entſteht, und eine Quelle von Leidenſchaften wird, die, ohne die leitende Hand eines gemeinſchaftlichen Oberhaupts, den Staat bald zertrümmern, oder eine Claſſe der Einwohner, einen Stand, auf Unkoſten der andern erheben würden.

Der Grad der Macht jenes Oberhaupts wird indeſſen dadurch nicht zugleich mit beſtimmt, als nur in ſo fern, daſs es Gewalt genug beſitzen muſs, um ſeinen Zweck, die Erhaltung der Ordnung in einer aus ſo verſchiedenartigen Theilen zuſammengeſetzten Maſchine, zu erfüllen; und, obgleich die Macht der Monarchen Europa's ſich in verſchiedenen Graden, oft ſelbſt bis zu willkührlicher Herrſchaft ausdehnt, ſo ſehen wir doch an dem Beyſpiele Englands, — was ſich ſchon aus bloſser Speculation ergab — daſs auch unter der Monarchiſchen Form eine Nation des höchſten Grades der Freyheit fähig iſt.

Dagegen ſcheint in Ländern, deren Einwohner gröſstentheils nur einerley Beſchäftigung und Lebensweiſe haben, die demokratiſche Regierungsform die natürlichſte zu ſeyn. Dergleichen Länder ſind die kleinen Schweizeriſchen Cantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glaris und Appenzell, wo Viehzucht beynahe das einzige Gewerbe der Einwohner iſt, wo, wegen dieſer Einerleyheit der Beſchäftigungen, auch die Richtung und Bildung des Geiſtes beynahe dieſelbe iſt, und wegen der Gleichheit des Vermögens die Leidenſchaften wenig Nahrung finden. Der kleine Umfang dieſer Länder würde allein, und ohne jene Gleichheit der Lebensweiſe, nicht vermögend ſeyn, die demokratiſche Verfaſſung aufrecht zu erhalten; denn ſelbſt die deutſchen Reichsſtädte, welche dieſe Verfaſſung angenommen hatten, ſahen

ſich in der Folge, wie neben dem Handel und Ackerbau auch Künſte und Wiſſenſchaften und alle Gegenſtände des bürgerlichen Erwerbs, in ihre Mauern eingeführt waren, gezwungen, die demokratiſche mit der ariſtokratiſchen Form zu verſetzen. Athen konnte ſich nur ſo lange bey ſeiner demokratiſchen Verfaſſung in Ruhe erhalten, als Ackerbau das einzige oder Hauptgeſchäft ſeiner Einwohner war; ſobald aber durch auswärtige Beſitzungen und Handel das Gleichgewicht im Vermögenszuſtande zerſtört, Athen der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften geworden war, und der Geiſt der Einwohner eine mannigfaltigere und vielſeitigere Ausbildung erlangt hatte, nahmen die Unruhen in demſelben Maaſse zu, als die Parthey der niedrigſten Claſſen ſich immer mehr hervordrängte. Sparta hingegen, deſſen Bürgern durch Lykurgs Geſetze eine gleiche Lebensart vorgeſchrieben war, behauptete durch dieſe Einförmigkeit, die aber nur eine Fortſetzung des ehemaligen rohen Zuſtandes und ein unglückliches Hinderniſs aller höhern Cultur war, ſeine Verfaſſung beynahe ſieben hundert Jahre lang.

Dagegen ſehen wir, daſs Handelsſtaaten in alten und neuen Zeiten immer, wenigſtens zur Zeit ihrer Blüthe, ariſtokratiſch regiert worden ſind. Tyrus, Karthago und Marſeille hatten einen aus den wohlhabendſten Bürgern auf Lebenslang gewählten Senat an ihrer Spitze; Venedig, deſſen Verfaſſung anfangs demokratiſch war, näherte ſich, je mehr ſein Handel

zunahm, der Ariſtokratie oder vielmehr Oligarchie, bis im Jahr 1172 ein Corps Repräſentanten der geſammten Bürgerſchaft angeſtellt, und dieſes, das eigentlich nur alljährlich durch Wahl erneuert werden ſollte, im Jahr 1297 in ein Corps von Erbariſtokraten verwandelt wurde. Daſſelbe geſchah in Genua, nachdem dieſer Staat nach vielen inneren und äuſſeren Stürmen ſich dem Andreas Doria in die Arme geworfen hatte. Die Urſache dieſer, wie es ſcheint, natürlichen Tendenz der Handelsſtaaten zur ariſtokratiſchen Regierungsform liegt zum Theil darin, daſs einerſeits die Beſchäftigungen und Lebensweiſen der Bürger zu gleichförmig ſind, und eine zu gleichförmige Bildung des Geiſtes hervorbringen, als daſs Ein Oberhaupt zur Vereinigung der verſchiedenen Zwecke nöthig wäre, und andrerſeits die beſtändige Richtung des Geiſtes auf Geldgewinn und die groſse Ungleichheit des Vermögens die Leidenſchaften zu ſehr aufregt, und ein zu verſchiedenartiges Intereſſe erzeugt, als daſs alle Bürger unmittelbar an der Verwaltung des Staats auf eine zweckmäſsige Art Theil nehmen könnten. Aber der Hauptgrund dürfte wohl darin liegen, daſs der Handel, ſobald er irgendwo zum Zeitpunkt der Blüthe gelangt, die Bürger zu ausſchlieſsend beſchäftigt, als daſs dieſe zur Beſorgung der Staatsgeſchäfte Muſse übrig haben, und nicht vielmehr die Laſt der Verwaltung auf die Schultern derer zu wälzen ſuchen ſollten, die reich genug ſind, um ſie ohne

Nachtheil ihrer Privatgeſchäfte zu tragen, und ehrgeizig genug, um ſich den Einfluſs auf ihre Mitbürger zu verſchaffen, zu dem ihr Reichthum ſie zu berechtigen ſcheint. Daraus läſst es ſich vielleicht auch erklären, warum die Handelsſtaaten des Alterthums, wie ſie von ihrer Höhe herunterſanken, wieder zur Demokratie zurückgekehrt ſind *); denn mit dem Verfall des Handels bekamen auch die Bürger wieder Muſse, ſich den Staatsgeſchäften zu widmen, und ihre Habſucht glaubte in der Verwaltung des Staats eine Schadloshaltung für den Verluſt im Handel zu finden. Ohnedem waren in der alten Welt die Verhältniſſe der Menſchen ungleich weniger verwickelt, und die Gewerbe, Beſchäftigungen und Lebensweiſen weniger mannigfaltig, ſo daſs, ſelbſt in oligarchiſchen Regierungen, die Regierenden in ihrer Willkühr beſchränkter, und die Untergebenen in ihrem Einfluſſe auf die Verwaltung vermögender waren. Dieſer Vortheil ging den neuern Handelsrepubliken ab; mit der Ausbreitung des Handels, und der Vervollkommung der Schiffahrt, waren auch die Künſte und Handwerke vervielfältigt, und jede für ſich weiter ausgedehnt worden; der Fleiſs, den jede Kunſt erforderte, hatte die Trennung der verſchiedenen Gewerbe veranlaſst, und

*) Von Kreta ſ. *Polyb. VI. extr. III.* 1. Von Karthago *id. ib.* 2.

der mit der fortrückenden moraliſchen Bildung und Civiliſirung immer mehr zunehmende Mangel an Sclaven hatte jeden gezwungen, den Gewerben die Zeit zu widmen, welche die Bürger der alten Republiken zwiſchen die Staatsgeſchäfte und das Wohlleben oder die Studien zu theilen pflegten. Wie der Handel von Venedig und Genua von ſeiner Höhe herunterſank, waren die Stände ſchon zu ſehr getrennt, die Bürger durch die anhaltende Richtung ihrer Verſtandeskräfte auf ihre Privatgeſchäfte der thätigen Theilnahme an den Staatsgeſchäften zu ſehr entwöhnt, die herrſchenden Familien des Regierens zu ſehr gewohnt, und die umgebenden Staaten bey der Erhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge zu ſehr intereſſirt, als daſs dort, wie in den Handelsſtaaten der alten Welt, die Rückkehr zur Demokratie möglich geweſen wäre. Die Wirkungen des Verfalls des Handels auf die Verfaſſung muſsten alſo in den neuern Zeiten denen in der alten Welt gerade entgegengeſetzt ſeyn; aber der Flor des Handels brachte in beyden Zeitpunkten dieſelbe politiſche Wirkung — eine oligarchiſche Regierungsform — hervor.

Welche von den drey letztgenannten Regierungsformen, der demokratiſchen, ariſtokratiſchen und monarchiſchen (denn von der deſpotiſchen kann gar die Frage nicht ſeyn) die beſte ſey, iſt eine unnütze und beynahe ſinnloſe Unterſuchung. Keine von denſelben iſt abſolut und an und für ſich, ſondern

jede ist nur relativ und in Bezug auf das Land, wo sie errichtet wird, die beste. Die Geschichte unserer Tage hat gezeigt, welchen greuelvollen Kampfplatz selbst eine nur vorgespiegelte Demokratie den Factionen und der Intrigue in einem grosen von einem lebhaften und an Beschäftigung sich selbst ungleichen Volke bewohnten Reiche eröfnet, und Rom zeigt uns in der letzten Epoche der Republik, wie nicht die Hauptstadt allein, sondern ganz Italien Eine Demokratie ausmachte, ein nicht minder gräfsliches, aber auch belehrendes Schauspiel. So verderblich die demokratische Regierungsform in einem grosen Reiche ist, eben so verderblich würde aber auch die monarchische Verfassung in einem kleinen Lande, und unter einem Volke von einfachen Sitten und einförmiger Lebensweise seyn. Das Bedürfnifs des Fürsten und derer, die ihn zunächst umgeben, würde bald einen Unterschied der Stände, der Unterschied der Stände Verarmung derer, die ihre Arme der Benutzung der von der Natur angewiesenen Erwerbsquellen entzögen, so wie derer, welche durch ihrer Hände Arbeit die Kosten der Regierungsverfassung zu tragen hätten; einen übelverstandenen Hochmuth und Anmassung bey der verzehrenden und repräsentirenden, Erbitterung und Eifersucht bey der erwerbenden, und dennoch verachteten, Classe hervorbringen; der Fürst würde sich mit andern seines Standes vergleichen, und durch unzeitigen Pomp, vielleicht selbst auswärtige Eroberungen lieber seiner

Eitelkeit, als durch gewiſſenhafte Sorge für das Wohl des Landes ſeiner Pflicht Genüge zu leiſten ſuchen. Eine erbliche Ariſtokratie in einem groſsen, durch mannigfaltige Nahrungszweige beſtehenden Lande würde ein beſtändiges Emporſtreben und Hervordrängen der nicht regierenden Claſſen, durch ſucceſſive Zulaſſung der letztern zur Regierung ein gefährliches Schwanken in dem Verwaltungsſyſteme, durch Ausſchlieſsung derſelben Neid und Misvergnügen hervorbringen, und doch niemals die Einheit der Regierungsgrundſätze und der Verwaltung erhalten können, die allein einem ausgedehnten Reiche Ruhe und Wohlfahrt von innen, und Anſehen und Sicherheit von auſſen zu verſichern vermag. Dagegen würde eine erbliche Monarchie, oder eine reine Demokratie in einem Handelsſtaate, jene durch Verachtung und Erniedrigung des Kaufmannsſtandes, dieſe durch häufige Abrufung von den Handelsgeſchäften, und beyde durch die Unſicherheit des Verhältniſſes zu auswärtigen Nationen bald den Handel und ſomit die einzige oder ergiebigſte Quelle der innern Wohlfahrt und Stärke vernichten. Es wäre alſo eben ſo thöricht und verderblich, das demokratiſche, ſo wie das monarchiſche Syſtem in allen, auch noch ſo ſehr in der Natur des Bodens und der Lebensweiſe ihrer Bewohner verſchiedenen Ländern einführen zu wollen. Glücklich iſt das Volk, das durch keine Macht von auſſen, und keine herrſchſüchtigen Factionen von innen gezwungen oder

verleitet wird, eine andre Regierungsform anzunehmen, als die ihm durch ſeine natürlichen Verhältniſſe und durch ein unveränderliches Schickſal vorgeſchrieben iſt; jede Abweichung von derſelben wird ſich durch eine lange Reihe von Greuelthaten ſelbſt beſtrafen, und ſich doch endlich wieder in den vorigen Weg verlieren, wobey es noch ungewiſs bleibt, ob nicht der Abſcheu vor den begangenen Greueln den während jener Abweichung geſammelten Schatz an Erfahrungen und Einſichten unfruchtbar machen, und ſelbſt das, was an wahrer Freyheit gewonnen ſeyn mag, wieder vertilgen werde. Aber es iſt auch ein Glück für die Menſchheit, daſs die Freyheit nicht an Eine jener Regierungsformen ausſchlieſslich und unzertrennlich geheftet, ſondern mit jeder in dem für ſie empfänglichen Lande vereinbar iſt. Es zweifelt wohl niemand daran, daſs in den ehemals demokratiſchen Cantonen der Schweiz die höchſte bürgerliche und politiſche Freyheit bey der gröſsten Einfalt und Reinheit der Sitten herrſchte, und welches hohen Grades von Freyheit und Selbſtſtändigkeit eine Nation auch unter der monarchiſchen Regierungsform fähig ſey, beweiſst das Beyſpiel Englands, durch deſſen Verfaſſung das Problem gelöſet worden iſt, wie der höchſte Grad einer vernünftigen Freyheit aller Claſſen mit Ordnung, Ruhe und Energie in der Regierung zu vereinigen, und wie überhaupt eine Verfaſſung mit den Grundſätzen des Rechts in Übereinſtimmung zu bringen ſey.

Wenn man nämlich Freyheit darin ſetzt, daſs die Staatsbürger nicht nach der Willkühr oder den Einſichten des Oberhauptes allein, ſondern nach beſtimmten und bekannten Geſetzen, und zwar ſolchen regiert werden, welche die Nation entweder unmittelbar oder vermittelſt ihrer frey gewählten und durch Rückſicht auf die Wünſche der Nation ſowohl als eignen Gemeinſinn geleiteten Repräſentanten ſich ſelbſt gegeben hat, ſo hängt es zwar von der Beſchaffenheit jedes Landes ab, ob die Ausführung und Anwendung jener Geſetze, ſo wie die andern zur Regierung nothwendigen Geſchäfte gewiſſen auf beſtimmte Zeit gewählten oder mehrern durch die Geburt dazu berufenen, oder Einem erblichen Monarchen anvertraut werden ſolle, aber mit keiner von dieſen äuſſern Formen der Regierung ſteht die Freyheit ſelbſt im Widerſpruch. Selbſt bey der ariſtokratiſchen oder vielmehr oligarchiſchen Regierungsform könnte jene Freyheit ſtatt finden; aber die Entſtehung und der Zweck dieſer Regierungsform, da ſie dazu beſtimmt iſt, dem gröſsern Theile der Nation Muſse für die eignen Geſchäfte zu gewähren, hat dieſe Vereinigung noch nicht zu Stande gebracht, und die Freyheit der Unterthanen mehr von dem guten Willen, der Mäſſigung und den Einſichten der Regierer abhängig gemacht.

Ehe wir zur Betrachtung des Einfluſſes, den die verſchiedenen Staatsverfaſſungen auf den Nationalcharakter haben, übergehen, wird es nöthig ſeyn,

zwey Anmerkungen vorauszuſchicken. — Ich habe bis jetzt die Staatsverfaſſungen nur nach ihrer äuſſern Form betrachtet, inſofern die Regierung entweder in den Händen eines Einzigen, oder Mehrerer durch ihre Geburt ausſchlieſslich dazu berufener, oder gewiſſer von der Nation ſelbſt nur auf eine beſtimmte Zeit und zufolge des allgemeinen Urtheils über ihre Tüchtigkeit gewählter Magiſtratsperſonen iſt. Dieſe Anſicht war hinlänglich, ſo lang es nur auf die Erklärung ihrer Entſtehungsart ankam; ſobald aber von den Folgen, die jede Verfaſſung auf den Charakter der Nation hat, die Rede iſt, ſo ſieht man leicht, daſs dieſe nicht ſowohl von der Form, als von dem Geiſt der Verfaſſung abhängen, und daſs alſo eine andre Eintheilung getroffen werden muſs, welche den Geiſt der verſchiedenen Verfaſſungen ſelbſt beſſer darſtellt. Bey der Demokratie, Ariſtokratie und Deſpotie zeigt zwar die Form den Geiſt einer jeden ſchon deutlich genug an; aber die Benennung Monarchie begreift Verfaſſungen von ſehr verſchiedenem Geiſt unter ſich. Wenn man nämlich unter Monarchieen ſolche Verfaſſungen verſteht, in denen Ein erbliches Oberhaupt die Verwaltung des Staats führt, und die Verhältniſſe deſſelben zu Auswärtigen anordnet, ſo muſs man unter dieſer Benennung die Engliſche ſowohl wie die Schwediſche und ehemalige Franzöſiſche Verfaſſung vereinigen; aber wie unendlich verſchieden in ihrem Geiſt und ihrer Tendenz ſind dieſe Verfaſſungen von einander!

und wie unendlich verſchieden müſſen alſo auch die Wirkungen ſeyn, welche dieſe Verfaſſungen in dem Charakter der Nationen hervorbringen! Da es eigentlich das Verhältniſs einer Nation zu ihrer Regierung iſt, was Einfluſs auf die Beſtimmung des Charakters der erſtern haben kann, ſo werden wir zu unſerm Behufe die Verfaſſungen jenem Verhältniſs gemäſs in drey Claſſen abtheilen. Denn entweder ſteht die Nation zu ihrem Oberhaupt in dem Verhältniſs einer Geſellſchaft freyer Menſchen zu ihrem erſten Beamten, indem allein jener das Recht zukommt, die Geſetze, nach denen ſie regiert werden will, feſtzuſetzen, und dieſer die Geſetze zur Ausführung zu bringen, und die Nation gegen auswärtige Staaten zu repräſentiren; oder ſie verhält ſich zu dieſem, wie eine Heerde zu ihrem Hirten oder Eigenthümer, der mit derſelben ſo verfährt, wie er es ihrem Beſten, eigentlich aber ſeinem eignen Nutzen am zuträglichſten erachtet. Jene würde ich die republikaniſche Verfaſſung nennen, in der eigentlichſten Bedeutung des Worts Republik, da es ein Gemeinweſen bedeutet, und nicht nur einige wohlgeordnete Demokratieen, wie die der kleinern Schweizer-Cantone, und einige deutſche Reichsſtädte, ſondern auch England, ungeachtet dieſes Land einen König an ſeiner Spitze hat, unter die Republiken rechnen, ſo wie ich mehrere ſogenannte Republiken, wie Venedig, aus der Liſte derſelben ausſtreichen würde. An der Regierungsform der zweyten Art

erkennt jedermann ſchon von ſelbſt die deſpotiſche Verfaſſung. Eine dritte Claſſe wird diejenigen Verfaſſungen begreifen, in denen ſich die wichtigſten Zweige der Geſetzgebung ſowohl wie die Regierung ſelbſt in den Händen Eines oder Mehrerer, durch Erbrecht dazu berufener, befindet, die aber in ihrer Verwaltung an gewiſſe, mehr die Form der Geſchäfte und die Privilegien gewiſſer Claſſen, als die Ausübung ihrer Macht ſelbſt betreffende Grundgeſetze gebunden ſind, und in denen die Nation im Groſsen zwar eines gewiſſen Grades von bürgerlicher oder perſönlicher, aber keiner politiſchen Freyheit genieſst. In dieſe Claſſe gehören alle ariſtokratiſche, und, England allein ausgenommen, alle monarchiſche Staaten Europa's.

Die zweyte Anmerkung betrifft die Art, wie ich dieſe Regierungsverfaſſungen, und die Wirkungen, die ſie auf den Charakter der Nationen haben, vorſtellen zu müſſen glaube. Keine Verfaſſung, die deſpotiſche etwa ausgenommen, beſteht irgendwo in ihrer urſprünglichen Reinheit; in jede derſelben haben ſich Misbräuche, die ihrer Beſtimmung fremd, und den Leidenſchaften und Schwächen der Menſchen zuzuſchreiben ſind, eingeſchlichen. Keine derſelben kann alſo in ihrer jetzt beſtehenden Form die Wirkungen ganz und lauter haben, welche ſie in ihrer unverdorbenen Reinheit haben würde. Aber dieſe Abweichungen der Verfaſſungen von ihrem Zweck ſind ſo mannigfaltig, daſs, wenn man auf

ſie

ſie Rückſicht nehmen, und der Wirkung, die eine jede zu haben ſcheint, die Einſchränkung, die ſie durch einen hier oder da beſtehenden oder gar nur möglichen Misbrauch erleidet, beyfügen wollte, man zu keiner deutlichen und beſtimmten Ueberſicht des Einfluſſes, den ſie auf den Nationalcharakter äuſſern, gelangen würde. Ohnedem kann man auch die Natur und Wirkung einer Sache erſt dann deutlich einſehen, wenn man ſie an und für ſich betrachtet. Es wird alſo am zweckmäſsigſten ſeyn, die Verfaſſungen, bloſs nach dem Begriffe des durch ſie beabſichtigten Verhältniſſes der Menſchen gegen einander, d. h. in abſtracto zu betrachten, und die Wirkungen derſelben dieſem Geſichtspunkte gemäſs daraus abzuleiten. Wie dieſe Wirkungen durch die Misbräuche und Abweichungen jeder beſondern Verfaſſung modificirt und eingeſchränkt werden, kann dem Urtheile jedes Leſers überlaſſen werden. Was beſonders die gemiſchten Regierungsformen betrifft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daſs die Wirkungen, die jede Form an und für ſich haben würde, in der Miſchung einander wechſelſeitig einſchränken und aufheben.

Eine Nation, die ſich bewuſst iſt, keinen andren Geſetzen, als denen, die ſie entweder ſelbſt und unmittelbar, oder vermittelſt ihrer Bevollmächtigten gegeben hat, *) unterworfen zu ſeyn, und

*) Es kommt oft ſchon viel darauf an, daſs man dieſes glaube; aber ſelbſt dieſes glauben zu können, iſt ſchon viel werth!

ſelbſt im letztern Falle durch unverholene Aeuſſerung ihrer Urtheile einen entſcheidenden Einfluſs auf die Beſchlüſſe ihrer Bevollmächtigten zu haben, wird ſich vor andern Völkern, die dieſen Vortheil nicht genieſsen, beſonders dadurch auszeichnen, daſs ſie in ihren Meinungen über alle Arten von Gegenſtänden ſowohl wie in ihrer Handlungsweiſe und in ihrem geſellſchaftlichen Betragen eine feſte Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, einen ſtark ausgeſprochnen Charakter zeigt. Jeder findet ſich von andern Menſchen unabhängig und wichtig genug, um in allem, was er thut, ſobald er die Geſetze nicht verletzt, bloſs auf ſeine beſſern Einſichten, auf ſeine Art, die Sachen zu betrachten, oft auch auf ſeine Bequemlichkeit, Rückſicht nehmen zu dürfen; das Urtheil und Betragen anderer, beſonders derer, die in andern Ländern Höhere genannt werden dürften, dient dem ihrigen weniger zur Richtſchnur; die in andern Ländern oft als Geſetze vom erſten Rang geltenden Regeln des Schicklichen werden von ihnen weniger geachtet, und ein Mann wird von ihnen nur inſofern geſchätzt, als er ſich von jedem fremden Einfluſſe frey zu erhalten weiſs. Einen Charakter zu haben, iſt für jeden das höchſte Ziel; wie ſonderbar und bizarr dieſer ſeyn mag, kommt nicht in Anſchlag, ſobald er nur nicht gegen die öffentliche Ordnung verſtöſst; ſelbſt Miſſethäter und Böſewichter ſind bey ihnen weniger Gegenſtände der Verachtung und des Ekels, wie ſehr ſie auch Ab-

ſcheu und Rüge verdienen und ſich zuziehen mögen. Demungeachtet iſt der innere Gehalt des Charakters, der Handlungsweiſen, des Betragens und der Meinungen keinesweges gleichgültig; die öffentliche Meinung beſtimmt gar bald das rechte Maaſs derſelben, und ihr Maaſsſtab iſt ihre Tendenz zum öffentlichen Wohl; in Anſehung dieſer bildet ſich früh eine Nationalmeinung, die deſto tiefer wurzelt, je mehr ſolche Nationen ihre Freyheit und die Geſetze, Einrichtungen und die Gebräuche, worauf ſich dieſelbe gründet, zu ſchätzen wiſſen, denn Gebräuche ſind den Menſchen in allen Ländern als Denkmahle ihrer Selbſtſtändigkeit werth. Nur was in Anſehung des gemeinen Beſten unſchädlich oder unbedeutend iſt, wird der Willkühr und dem Geſchmack eines Jeden zu beſtimmen überlaſſen, und dieſes Feld iſt immer noch groſs genug, um jedem die zur Bildung und Stärkung eines beſtimmten Charakters nöthige Freyheit in gehörigem Maaſse zu gewähren. — Energie des Geiſtes, oder diejenige Kraft der Seele, vermöge welcher man alles, was man im Allgemeinen oder in gegebnen Fällen für dienlich oder nöthig hält, zu unternehmen fähig iſt, kann auch nur da gedeihen, wo der Wille bloſs durch die heilſame Rückſicht auf das gemeine Wohl eingeſchränkt, im übrigen nur dem Gutdünken eines Jeden unterworfen iſt. Hiezu kommt noch ein andrer Grund. In Republikaniſchen Verfaſſungen nehmen die Menſchen lebhaftern Antheil an allen öffentlichen Verhand-

lungen, und an allem, was das gemeine Beſte betrifft; hiedurch und durch den Einfluſs, den ſie durch die Wahlen theils der Bevollmächtigten, welche den Willen der ganzen Nation darſtellen, und theils der Beamten eines jeden Diſtrikts oder einer jeden Stadt auf die Geſetzgebung und die Verwaltung ſelbſt äuſſern, haben ſie mehr Anlaſs ihre politiſchen Meinungen gegen einander zu vergleichen; durch das Zuſammenſtoſsen widerſtreitender und von beyden Seiten mit Standhaftigkeit behaupteter Meinungen werden die Gemüther erhitzt, und die Leidenſchaften rege gemacht, und Leidenſchaften ſind, beſonders wenn Rückſicht auf das Geſetz und Feſtigkeit des Geſetzes ſie zügelt, dasjenige, was dem Geiſte den unternehmenden und ausharrenden Muth giebt, welchen man Energie zu nennen pflegt. Daher entſtehen politiſche Partheyen, dergleichen in allen republikaniſchen Verfaſſungen ſtatt finden, und ohne welche ſelbſt keine republikaniſche Verfaſſung lange beſtehen kann, weil nur durch ſie der Geiſt des Intereſſes am gemeinen Weſen genährt wird, der über der Aufrechthaltung der Geſetze und der Verfaſſung wacht. Nur verſtehe man unter Partheien — nicht Factionen, oder Zuſammenrottungen von Menſchen, die blos des Privat- und perſönlichen Vortheils wegen geknüpft werden, ſondern — ſolche Verbindungen, die aus der verſchiedenen Anſicht deſſen, was die Wohlfahrt des Staats befördern kann, entſtehen; ſo heilſam dieſe ſind, und

so tödtlich für das Wesen republikanischer Verfassungen der gänzliche Mangel an solchen Partheyen seyn würde, so zerstörend sind Factionen, welche durch die überhand nehmende eigennützige Stimmung bald jeden Antheil an dem gemeinen Besten verdrängen. Eben so verstehe man unter den Leidenschaften, die zur Entwickelung der Energie des Charakters beförderlich, und also in einer republikanischen Verfassung nicht nur, sondern auch zur Bildung des Menschen überhaupt wünschenswerth sind, — nicht die, welche aus sinnlichen Antrieben und Bedürfnissen entstehen, sondern — diejenigen, welche sich auf Grundsätze der Vernunft, auf das lebhafte Gefühl dessen, was recht und dem Ganzen zuträglich ist, und auf ein wohlwollendes Herz gründen; denn, wenn gleich die Leidenschaften überhaupt die Energie des Charakters befördern, so ist es doch besser, keine Energie zu haben, als sie nur auf Unkosten der Sittlichkeit zu erlangen. Unglücklicherweise ist die Grenze zwischen Partheyen und Factionen, zwischen den gutartigen und den verderblichen Leidenschaften so schmal, dass die erstern oft in die zweyten ausarten; aber diese Ausartung kann in einer gut eingerichteten Verfassung und durch eine weise Verwaltung, wo nicht ganz verhütet, doch lange aufgehalten werden; sie ist mehr der Schwäche der menschlichen Natur als der republikanischen Verfassung, als eine wesentliche und nothwendige Folge derselben, zuzuschreiben; und uns

ist es hier um die wesentlichen Folgen der Verfassungen, nicht um das zu thun, was daraus entstehen kann, dass wir keine vollkommnen Menschen sind.

Ein besonderer Vorzug republikanischer Verfassungen vor allen andern ist dieser, dass die Gerechtigkeitspflege regelmässiger und der Willkühr am wenigsten unterworfen ist. Niemand kann daselbst verhaftet werden, als nur zufolge eines deutlich bestimmten Gesetzes; niemand kann der Untersuchung halber, seiner Freyheit auf längere Zeit beraubt werden, als durch die allgemein bekannten Gesetze bestimmt ist; niemand kann ferner eine andre Strafe, als die durch das Gesetz für das gegebne Verbrechen angekündigte, erleiden; die Beurtheilung der That und der Ausspruch über die Schuld oder Unschuld des Verhafteten hängt nicht von der Einsicht und Willkühr einiger weniger durch Gunst oder Einfluss zu beständigen Richtern erhobener Männer, sondern von der einstimmigen, zufolge vorhandener Gesetze gegebnen, Entscheidung vieler, zu der Classe des Beklagten gehöriger, und mit seiner Zustimmung für jeden vorkommenden Fall besonders aufgeforderter Bürger ab. So wenig hat man sich in republikanischen Verfassungen abstracten und nur auf Speculation gegründeten Begriffen hingegeben, dass man die Fehlbarkeit des menschlichen Geistes im Urtheilen und Entscheiden durch mannigfaltige Vorkehrungen in ihnen mehr als in irgend einer

andern Verfaſſung unſchädlich zu machen geſucht hat. Es kann nicht fehlen, daſs eine ſolche Gerichtsverfaſſung, verbunden mit der öffentlichen Verhandlung, den Bürgern nicht die wärmſte Theilnahme an allen gerichtlichen Vorfällen einflöſsen, durch dieſe Theilnahme das Urtheil und das Gefühl für Recht und Unrecht ſchärfen, und Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit allgemein verbreiten ſollte. Dieſer Sinn für Gerechtigkeit wird noch ſchärfer gegründet, wo, wie in England, jeder Staatsbürger das Recht hat, einen jeden, den er auf der Begehung einer geſetzwidrigen That betrifft, anzuhalten, und dem nächſten Richter zu überliefern, wo alſo jeder ſich zum Wächter der öffentlichen Sicherheit, Ordnung und Wohlfahrt beſtellt fühlt. Die Gleichgültigkeit, welche diejenigen, die ſich durch Stand, Vermögen oder Verbindungen über dergleichen Unfälle erhoben glauben, und die Feigheit, welche Menſchen deſſelben Standes, bey denen das Gefühl der Pflicht der Sorge für ihre eigene Sicherheit weichen muſs, in vielen monarchiſchen Staaten bey den gerichtlichen Neckereyen und Verfolgungen ihrer Mitbürger zeigen; die Geringſchätzung, womit man auf ſo viele gerichtliche Ungerechtigkeiten und willkührliche Verfahrungsarten, als auf geringfügige Gegenſtände, herabſieht; die Schadenfreude, womit man oft den Unfall ſeiner Nebenmenſchen betrachtet, ſind einer Nation fremd, welche die Wohlthat einer ſolchen republikaniſchen Gerichtsverfaſſung ge-

nieſst, und eine ſolche Nation iſt denjenigen, welche keine oder eine geringere Gleichheit der Rechte kennen, an moraliſcher Bildung im Allgemeinen in demſelben Grade überlegen, als ſie ihre Freyheiten und Rechte beſſer zu behaupten gewuſst hat. Im Allgemeinen, ſage ich; denn das Gefühl der Unabhängigkeit und politiſchen Wichtigkeit, das jeder in der Bruſt trägt, der freyere Spielraum, den Stolz und andere Leidenſchaften durch jene Selbſtſtändigkeit erhalten, ſetzen bey jedem Einzelnen der Aeuſſerung jener moraliſchen Stimmung in jedem ihn ſelbſt betreffenden Falle Hinderniſſe entgegen, welche das Volk im Allgemeinen, wenn die natürlichen Rechte eines ſeiner Mitglieder auf dem Spiele ſtehn, nicht zu bekämpfen hat. Das Engliſche Volk zum Beyſpiel, zeichnet ſich in der Beurtheilung des Verfahrens der Regierung ſowohl wie der Privatperſonen gegen andre, durch ein richtiges und lebhaftes Gefühl deſſen, was recht und billig iſt, vor allen andren Nationen aus, ohne daſs deswegen jeder Einzelne immer leidenſchaftlos genug wäre, um im täglichen Verkehr gegen jeden andren dieſelbe Gerechtigkeit zu beweiſen, die er von andern fodert.

Alle dieſe Eigenthümlichkeiten zuſammengenommen, und die Ueberzeugung, daſs jene Unabhängigkeit, Freyheit und Selbſtſtändigkeit nur durch Aufrechthaltung der beſtehenden Geſetze und durch die Wachſamkeit aller geſichert werden kann, grün-

det einen Gemeingeiſt, und das Gefühl von der Vortrefflichkeit ihrer Verfaſſung eine Vaterlandsliebe, welche beyde die Nation zu den gröſsten Anſtrengungen und Aufopferungen bereit machen, und unter keiner andern Regierungsform zu derſelben Stärke gedeihen und zu demſelben moraliſchen Werthe ſich erheben können. In nicht-republikaniſchen Staaten iſt Vaterlandsliebe mehr die Frucht einer frühen Gewohnheit an den Boden, wo jeder geboren iſt, und an die Sitten ſeiner Bewohner; eine milde und weiſe Regierung kann dieſe Anhänglichkeit an den vaterländiſchen Boden verſtärken, und zufällige Umſtände, wann die Einwohner des Staats ſich in Gefahr glauben, ihr Eigenthum zu verlieren, und ihre Sitten, Gewohnheiten und Denkart durch die Uebermacht einer andren Nation vermiſcht zu ſehen, ſie zu aufſerordentlichen Aufopferungen vermögen; oft erhebt auch der Geiſt eines einzigen Mannes an der Spitze des Staats den Geiſt der ganzen Nation über ihre Lage, und flöſst ihr einen feurigen Enthuſiasmus für ihr Oberhaupt ein, der beynahe immer mit Enthuſiasmus für das Vaterland verwechſelt wird. Aber dieſer Enthuſiasmus iſt nur vorübergehend, und jene Anhänglichkeit an die Sitten, Gewohnheiten und die Denkart, an die jeder von Jugend auf gewöhnt iſt, ſowie die Sorge für das Eigenthum, muſs ungleich mehr Stärke und Einfluſs auf das Gemüth gewinnen, mehr gereinigt und veredelt werden, wenn ſie durch die Ueberzeu-

gung unterſtützt wird, daſs man allein oder vorzüglich in ſeinem Vaterlande die Rechte genieſst, die ſich auf die moraliſche Natur des Menſchen gründen, und der Würde derſelben entſprechen. In nicht-republikaniſchen Verfaſſungen iſt Vaterlandsliebe als Neigung mehr die Frucht des untern, dem Einfluſſe ſinnlicher und gemeinnütziger Triebfedern unterworfenen Begehrungsvermögens; in republikaniſchen wird ſie durch das Gefühl der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen gehoben und geläutert. Eben ſo iſt auch den nicht-republikaniſchen Staaten eine gewiſſe Theilnahme der Einwohner an den Maaſsregeln der Regierung und der Obrigkeit in Anſehung des Schickſals der Untergebenen und des Verhältniſſes der Nation zu Auswärtigen nicht fremd; aber ſie wird ſich nie auf alle Gegenſtände der Geſetzgebung und Geſetzausübung erſtrecken, nie den warmen Eifer für das gemeine Wohl hervorbringen, nie oder ſelten die Einwohner zu Privatunternehmungen zum Beſten des Ganzen vermögen, wie in ſolchen Staaten, wo alle Verhandlungen der geſetzgebenden und richterlichen Macht, ſo wie die der ausübenden mit der erſtern, vor den Augen aller Bürger offen liegen, wo alle, und jeder für ſeinen Theil, ſich ihres Einfluſſes auf die Richtung jener Verhandlungen bewuſst ſind, und wo jeden das Gefühl ſeiner Selbſtſtändigkeit antreibt, ſeine Wirkſamkeit auch unmittelbar zu zeigen. —

Jede Nation glaubt Vorzüge zu besitzen, die ihr das Recht geben, sich über ihre Nachbarn zu setzen; sie findet dergleichen in ihrer Geschichte, in den kriegerischen Thaten ihrer Vorfahren oder der jetztlebenden Generation und in dem Einflusse, den sie auf den politischen Zustand andrer Nationen gehabt hat oder noch hat, oder in dem Glücke, womit die Wissenschaften und Künste bey ihr behandelt worden sind, oder in dem Reichthume, den sie durch weitläuftige Handelsunternehmungen zusammengehäuft hat, in ihrem Luxus und der Verfeinerung, die sie in der Erfindung und dem Gebrauch der Bequemlichkeiten des Lebens zeigt. Aber viele dieser gerühmten Vorzüge dürften oft mehr Gegenstände der Nationaleitelkeit als des Nationalstolzes seyn, so lange sie nicht von dem Bewufstseyn begleitet sind, dafs auch die bürgerliche Verfassung der Nation mit dem moralischen Endzweck der politischen Verbindung überhaupt zusammenstimmt, dafs durch sie allen und jedem Einzelnen das Recht versichert wird, keinen andern Gesetzen und Verfügungen unterworfen zu seyn, als zu welchen die Nation, sey es mittelbar oder unmittelbar, ihre Beystimmung gegeben hat, so wie das andre, keinem im Rechte nachzustehen, und von keinem zu etwas verbunden werden zu können, wozu man ihn nicht wieder verbinden könnte. Nur solche Vorzüge können die Erhabenheit der Gesinnung begründen, welche allein den Namen des Stolzes verdient, weil

nur ſolche ſich auf die wirkliche Anerkennung der moraliſchen Natur des Menſchen gründen, da hingegen die vorhergenannten nur auf phyſiſcher Überlegenheit oder einem durchgeführten Syſtem leidenden Gehorſams, auf einer gröſsern Gewandtheit des Geiſtes, oft auch auf natürlicher Fähigkeit zu Arglift, Betrug und Ränken, auf einer vorzüglichen Ausbildung der Geiſteskräfte zu gewiſſen Zwecken, endlich auch auf der phyſiſchen, durch Eigennutz und Habſucht benutzten, Lage des Landes beruhen. Dieſe Vorzüge, als Gegenſtände der Nationaleitelkeit, können auch ohne moraliſche Vorzüge, ſelbſt mit dem gröſsten Sittenverderbniſs, mit kriechender Unterwürfigkeit, Demuth und Charakterloſigkeit beſtehen, da hingegen der wahre Nationalſtolz alle Niedrigkeit der Geſinnung ausſchlieſst.

Erhabenheit der Geſinnung oder wahrer, auf moraliſche Vorzüge gegründeter, Stolz ſcheint mit Trägheit eben ſo ſehr, wie Hochmuth oder Eitelkeit mit zweckmäſſiger Thätigkeit, unverträglich zu ſeyn; denn der Menſch kann ſich nur inſofern achten, als er ſich bewuſst iſt, ſeine Kräfte und Fähigkeiten zu ſeiner Bildung und dem Wohl ſeiner Nebenmenſchen anzuwenden. Es iſt daher zu vermuthen, daſs da, wo jene Freyheit der Verfaſſung einen ſolchen Nationalſtolz hervorgebracht hat, durch dieſelben Mittel auch die Thätigkeit mehr belebt, und zu einer vielſeitigern Richtung gebildet wird. Noth und Bedürfniſs haben zwar die Menſchen überall zur Arbeit

und zum Fleifse getrieben, die günftige Lage eines Landes und die natürlichen Vortheile des Bodens haben ihn zur Benutzung derfelben aufgefordert; aber es ift zu befürchten, dafs diefe Thätigkeit fich nur auf die Befriedigung des Bedürfniffes befchränken und innerhalb deffen, was man zu thun von aufsen verpflichtet ift, ftehen bleiben wird, fobald dem Menfchen nicht eine freye Ausficht auf einen beynahe gewiffen Genufs der Früchte feiner Arbeit geöffnet und ein innerer von allen äufferen Bewegungsgründen unabhängiger Antrieb der Seele in freye Wirkfamkeit gefetzt ift. Es wäre gegen alle Gefchichte und Erfahrung, zu behaupten, dafs diefe Erforderniffe zu freyer Thätigkeit fich nur in republikanifchen Staaten fänden; aber Gefchichte und Erfahrung beftätigen es beyde, dafs fie vorzüglich in folchen Staaten vorhanden find. Dein die Theilnahme der Bürger an der Regierung und Verwaltung, ihre Zuziehung zu den wichtigften Gefchäften des bürgerlichen Lebens, die Befugnifs, alles zu thun, was nur den Gefetzen nicht zuwider ift, geben vorzüglich dem Gemüthe die Stärke, aus eignem Antriebe zu handeln. Ohnedem ift die Regierung in republikanifchen Staaten oft gezwungen, viele Einrichtungen dem freyen Willen der Staatsbürger zu überlaffen, und die Unternehmungen diefer blofs durch ihre Genehmigung und Wegräumung der Hinderniffe zu unterftützen. Nichts aber giebt fo fehr den Muth, aus eignem Antriebe etwas zu

unternehmen, (vorausgesetzt, dass die Mittel dazu nicht fehlen) als wenn man weiss, dass dieses die Frucht seiner eignen Entschliessung ist, weil dieses für verdienstlicher geachtet wird und eine Quelle der Selbstzufriedenheit ist. Es zeuget also zwar von den guten Absichten der Regierer, wenn sie durch ausgesetzte Belohnungen und andre Ermunterungen die Industrie, die Bearbeitung der Künste und Wissenschaften zu beleben suchen, aber, was dadurch hervorgebracht wird, gleicht meistentheils mehr einer im Treibhause gehegten Pflanze, als einem Baume, der in seinem eigenthümlichen Boden und Clima emporwächst; und die Gegenstände einer solchen Thätigkeit haben schwerlich ein anderes Interesse als das des Vortheils, den man daraus zieht. Wenn daher in monarchischen Ländern die allermeisten öffentlichen Stiftungen zur Unterstützung Nothleidender oder zur Verbreitung von Kenntnissen aller Art Werke der Regierung sind, so sind sie hingegen in republikanischen Ländern, wie in England, Unternehmungen von Privatpersonen, die in Gesellschaften zusammentreten und von der Regierung nichts als die gesetzliche Genehmigung erwarten, und es ist merkwürdig, dass zum Beyspiel die öffentlichen Wege und Posten gerade in dem Lande am besten beschaffen sind, wo sie ohne Zuthun der Regierung, bloss unter der Sanktion der gesetzgebenden Versammlung, von den Staatsbürgern selbst unternommen werden. Einige Wissenschaften und Künste

haben zwar in despotischen Reichen, wie in Egypten, ihren Ursprung gehabt; aber theils waren diese im ausschliefslichen Besitz einer von aüssen unabhängigen und über die Könige selbst erhabenen Classe, theils gingen sie nie über die ersten rohen Anfänge hinaus; und wenn wir bey den in Egypten übrig gebliebenen Werken der Baukunst Ursache finden, uns über die ausdauernde Geduld der Erbauer zu wundern, so finden wir eben so viel Ursache, ihre Geschmacklosigkeit und ihre leidende Folgsamkeit bey Aufführuug solcher zweckloser und roher Formen zu bedauren. Die Wissenschaften und Künste, welche die sittliche Ausbildung der Menschheit befördern, fanden erst unter den freyen Griechen auf den Asiatischen Küsten und im europäischen Griechenlande ihre Vollendung, und die Originalität oder freye Thätigkeit des Geistes, dem sie in beyden Ländern ihre Ausbildung zu danken hatten, sank in geistlose Nachahmung herab, sobald in Asien die lydischen und persischen, in Griechenland und Egypten die macedonischen Könige anfingen, die Bürger der Sorge für den Flor derselben zu überheben. Die Handlung blühte in Deutschland nie so stark, obgleich auch durch zufällige äussere Umstände begünstigt, als wie die niederdeutschen und rheinischen Städte sich zu ihrer Beförderung aus eignem Antriebe verbanden, und wahrscheinlich hat auch die deutsche Literatur die schnellen und starken Fortschritte, welche sie innerhalb funfzig Jahren gemacht

hat, dem Umſtande zu danken, daſs die Fürſten, unbekümmert um poſitive Beförderung derſelben, nur die Hinderniſſe hinwegzuräumen bedacht waren, welche ihrem Aufkommen bisher im Wege geſtanden hatten, und unter denen die Beſchränkung der Freyheit im Denken und Schreiben das hauptſächlichſte war.

Wenn die Thätigkeit in republikaniſchen Staaten intenſiv - gröſser zu ſeyn ſcheint, ſo iſt auch ihre Tendenz dort verſchieden, da ſie auf einen Zweck gerichtet iſt, der durch den allgemeiner verbreiteten Gemeinſinn beſtimmt wird, — auf die vollkommnere Beförderung des gemeinen Beſten, ohne daſs deswegen andre Gegenſtände ausgeſchloſſen ſind. Die meiſten der groſsen Schriftſteller Griechenlands und Roms dienten zugleich dem Staate in obrigkeitlichen Aemtern oder an der Spitze der Armeen, und die Werke, in denen wir ſie noch jetzt bewundern, ſind oft nur die Erzeugniſſe ihrer Muſse, da hingegen unter den macedoniſchen Königen in Griechenland und Egypten, und unter den Römiſchen Kaiſern gelehrte Werke, und überhaupt das Studium der Wiſſenſchaften und Künſte der Hauptzweck der Thätigkeit wurden. Denſelben Unterſchied wird man finden, wenn man England, Frankreich und Deutſchland mit einander vergleicht; und die Gewandtheit zu den Geſchäften des bürgerlichen Lebens in den beyden erſtern Ländern iſt kein geringer Vorzug einer ſolchen praktiſchen Bildung

neben

neben dem gröfseren, dafs die Thätigkeit an innerem moralifchen Werthe gewinnt.

Aber es giebt in der menfchlichen Natur für jeden Vorzug ein ihm analoges Gebrechen, das aus dem Uebermaafse entfteht, und fo arten auch die hier erwähnten Vorzüge, welche die republikanifche Verfaffung hervorbringt, oft in die entgegengefetzten Fehler aus. So entfteht aus der Selbftftändigkeit nur zu oft zurückftofsende Sonderbarkeit, aus Feftigkeit des Charakters — Starrköpfigkeit und Eigenfinn; das Gefühl der Unabhängigkeit bringt Übermuth, der Nationalftolz Verachtung andrer Nationen, und gleichfam eine National - Selbftfucht hervor, nach welcher jedermann das, was auffer feinem Vaterlande vorgeht, nur infofern fchätzt, als es zu dem Vortheil feiner Nation dienlich ift. Solche Nationalfehler, die aus der Übertreibung guter Eigenfchaften entfpringen, find zwar immer beffer, als diejenigen Fehler, die aus dem Mangel an folchen republikanifchen Eigenfchaften entftehen; denn es ift, nach der Bemerkung eines geiftreichen Schriftftellers *), leichter, das Übermaafs zu befchränken, als Mängel zu erfetzen. Aber ein gutes Syftem der öffentlichen Erziehung kann durch Anwendung des gehörigen Maafses jene Auswüchfe ziemlich befchneiden; nur mufs man Sorge tragen, dafs nicht auch das Gute, deffen Ausartung zum Übermaafs man verhüten will, zugleich mit vertilgt werde; jene

*) *Rambler N.* 25.

republikaniſchen Eigenſchaften ſind ſo ſchätzbar, daſs, wenn man die Übertreibung derſelben nicht anders, als durch ihre Schwächung, verhindern könnte, man zum Beyſpiel die Billigkeit gegen andre Nationen lieber dem Nationalſtolze, als dieſen der erſtern, aufopfern ſollte.

Der republikaniſchen Staatsform iſt die deſpotiſche gerade entgegengeſetzt, und ihre Wirkungen müſſen alſo auch die entgegengeſetzten ſeyn. Wenn daher die republikaniſche Verfaſſung auf die Bildung eines ſelbſtſtändigen, feſten und kraftvollen Charakters wirkt, ſo wird dagegen der Deſpotiſmus an und für ſich beynahe alle Individualität des Charakters vertilgen, und unter den Menſchen eine auffallende Gleichförmigkeit der Charaktere hervorbringen, indem ſie ihnen nur einen nationalen Anſtrich läſst, der groſsentheils in jener Gleichförmigkeit beſteht, und durch einmal eingeführte Gebräuche näher beſtimmt wird. Kriechende Unterwürfigkeit gegen Obere, und drückender Übermuth gegen Niedere herrſcht in allen Claſſen und Ständen; Gerechtigkeit, wechſelſeitige Pflichten und Rechte der Unterthanen gegen einander finden dort entweder gar nicht, oder nur als conventionelle Gebräuche ſtatt; jedem iſt, ſo wie dem oberſten Herrſcher, ſeine Willkühr, ſeine jedesmalige Leidenſchaft und Begierde die einzige Richtſchnur des Handelns. Daher kann ſich eine deſpotiſch-regierte Nation niemals über den Zuſtand der Barbarey und Brutalität erhe-

ben, ſo ſehr man auch, wie in China, einen Schein von regelmäſsiger Staatseinrichtung erkünſteln mag. Da indeſſen die Natur des Menſchen immer auf Bildung eines ſelbſtſtändigen und unabhängigen Charakters hinarbeitet, einem ſolchen aber in deſpotiſchen Reichen beynahe unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtehn, ſo rächt ſich der unterdrückte Geiſt der Selbſtſtändigkeit an dem Druck der äuſſern Umſtände durch Verſtellung und Hinterliſt, und der Menſch ſucht durch Ränke und Betrug zu erreichen, was er auf dem offnen Wege des Rechts nicht erlangen kann. Daher die Verſchloſſenheit der Morgenländer, die fürchterlichen Ausbrüche der Rachſucht und des Grolls, die deſto heftiger wüthen, je mühſamer ſie zurückgehalten worden ſind. Der natürliche Hang zur Thätigkeit wird gelähmt, wo es ihr an der aufmunternden Ausſicht fehlt, die Früchte derſelben und ein wohl erworbenes Eigenthum ſicher genieſsen zu können, und der Geiſt wird zu ſehr durch die überwiegende Kraft der Sinnlichkeit in Feſſeln gehalten, als daſs er ſich ſelbſt zu der Ahndung einer, durch Thätigkeit zu hoffenden, Verbeſſerung ſeines Zuſtandes zu erheben vermöchte. Der Genuſs des Augenblicks iſt das einzige Ziel; vom Glück erwartet man das, zu deſſen ſelbſtthätiger Erwerbung man ſich zu ſchwach fühlt; der Grundſatz der Fatalität findet den meiſten Eingang und begünſtigt die religiöſe Aufſtellung deſſelben, wo Rang, Anſehn und Glücksgüter durch

die Willkühr und Laune eines Einzigen im Augenblick ertheilt und wieder entriſſen werden. Das Glück anderer reizt den Neid, ihr Unglück Schadenfreude; das eigene Glück verwelkt ſchnell durch den unmäſsigen Genuſs. Trägheit und Nichtsthun gehört zu den Vorrechten der Vornehmen, Arbeitſamkeit wird für ein Zeichen der Sclaverey gehalten. So wie freye Nationen, haſſen ſie jede Neuerung und Verbeſſerung, aber nicht aus dem Gefühl ihrer glücklichen Lage, und aus Beſorgniſs, dieſelbe durch ſolche Veränderung einzubüſsen, ſondern aus Stumpfſinnigkeit und Indolenz. So wie jene verachten und haſſen ſie fremde Nationen, aber nur weil die Betriebſamkeit dieſer ihnen als Sclaverey erſcheint, und weil der Wohlſtand und oft gefühlte Überlegenheit dieſer ihren Neid reizt. Zu Werkzeugen der Eroberungsſucht würden ſie vorzüglich tauglich ſeyn, weil die unumſchränkte Gewalt eines Einzigen ihren Bewegungen Geſchwindigkeit und Beſtimmtheit ertheilt, und das Kriegsglück ihren Begierden volle Befriedigung verſpricht, wenn nicht ihre Kindheit in den Künſten des Krieges wie des Friedens ihren Feinden dagegen die Mittel der Vertheidigung erleichterte.

Was nun die Verfaſſungen der dritten Claſſe betrifft, ſo zeichnet ſich die ariſtokratiſche durch einen gewiſſen äuſſern Schein von Gleichheit des Rechts und der übrigen bürgerlichen Verhältniſſe, oder, von Seiten der regierenden Claſſe, durch Mäſsigung aus.

Dieſe Eigenthümlichkeit entſteht zum Theil aus denſelben Urſachen, welchen die ariſtokratiſche Regierungsform ſelbſt ihr Daſeyn verdankt, aus dem durch die natürliche Beſchaffenheit und Lage des Landes erzeugten Geiſt des Handels, welcher alle in die Augen fallenden Unterſcheidungszeichen des Ranges ausſchlieſst, obgleich ein ſehr weſentliches Übergewicht des einen Standes über den andern ſtatt findet; zum Theil kommt ſie aber auch daher, daſs ein ſtarkes Corps von Regierenden niemals die Achtung bey den Unterthanen erzwingen kann, die ein Monarch durch den Glanz des Throns, den Vortheil der Geburt, und die Energie und Beſtimmtheit ſeiner Verwaltung ſchon natürlich genieſst. Darum müſſen ſich die Ariſtokraten hüten, daſs ſie nicht durch ein willkührliches und hartes Verfahren die Unterthanen veranlaſſen, an der Rechtmäſsigkeit ihrer Ausſchlieſsung von Regierungsgeſchäften, auf welche doch viele wegen ihres Reichthumes einen nicht ganz ungegründeten Anſpruch machen könnten, zu zweifeln. Daher werden in ſolchen Staaten gewiſſe Formen der Staats- und Gerichts-Verwaltung, gewiſſe Statuten, Privilegien und Rechte heilig gehalten, die zwar zuſammen nur ein ſehr mangelhaftes Gebäude bürgerlicher Freyheit ausmachen, aber doch gerade ſolche Punkte betreffen, in denen der Menſch, und beſonders der durch Gewerbfleiſs und Wohlſtand zum Selbſtgefühl gelangte Menſch, reizbar iſt, und die doch die Freyheit der Regierenden im weſent-

lichen nicht ſehr beſchränken. Uebrigens unterſcheiden ſich die Regierungsfähigen Perſonen durch Pracht und Aufwand eben ſo wenig von den Untergebenen, als ſie dieſen ihren höhern Rang durch Uebermuth oder Stolz fühlbar machen; durch das erſtere verbreitet ſich, von der Natur des Landes unterſtützt, der Geiſt der Frugalität über die ganze Nation, und der Luxus iſt entweder ganz ausgeſchloſſen, oder der Vorbote des nahen Falls der Verfaſſung; durch das zweyte gewinnt der Umgang der Höhern mit den Niedern einen ungezwungenen und liberalen Ton der Gleichheit. Die Freyheit von politiſchen Zwiſtigkeiten und Erbitterungen und die Beſchränkung auf Einen Hauptzweig des Erwerbs bringen eine ſelbſtgefällige, durch Fleiſs, Betriebſamkeit und Frugalität geſtärkte Ruhe hervor, die aber oft auch von Mittelmäſsigkeit des Geiſtes und Anhänglichkeit an hergebrachte Formen und Gebräuche begleitet iſt.

Die monarchiſchen Regierungsformen des feſten Landes von Europa ſind in ihrer jetzigen Form, und wenn man auf ihre Entſtehung Rückſicht nimmt, monarchiſch - ariſtokratiſche Verfaſſungen, und die Geſetze, wodurch der Monarch in der Ausübung ſeiner Macht beſchränkt iſt, beſtehen theils in den Privilegien, welche die groſsen Landbeſitzer von der Schwäche früherer Fürſten ſich zu erringen gewuſst haben, theils in den Vorrechten, welche die Fürſten einzelnen Städten in der Abſicht ertheilt haben,

um in ihnen einigen Rückhalt gegen die Anmaſsungen des Adels zu finden. Andre Gränzen findet die monarchiſche Macht in den einmal eingeführten Gewohnheiten und in der öffentlichen Meinung. Da Monarchieen nur in ſolchen Ländern zu entſtehen pflegen, wo die Verſchiedenheit der Lebensweiſe eine groſse Verſchiedenheit der Stände und Volksklaſſen hervorbringt, ſo entſteht in denſelben früh eine ſehr merkbare Stufenfolge der Unterordnungen, welche bey dem Monarchen und denen, welchen entweder ihre Geburt oder die Wahl des Monarchen das Recht giebt, ihn zunächſt zu umgeben, anhebt, und ſich in der oft bis zur Sclaverey erniedrigten Claſſe der Landbauer verliert. Aber dieſe mannichfaltigen Claſſen machen eigentlich nur zwey Hauptclaſſen aus, von denen die erſte alle diejenigen begreift, die zufolge eines herkömmlichen Geburtsrechts theils den Monarchen zunächſt umgeben, und theils gewiſſe Staatsämter ausſchlieſslich zu bekleiden fähig geachtet werden; alle übrigen Bürger machen die zweyte Claſſe aus. Da die Gränzlinie zwiſchen beyden nur durch das Herkommen und gewiſſe hergebrachte Meinungen, nicht durch wirkliche, der einen oder andern Claſſe eigenthümliche Vorzüge oder Verdienſte beſtimmt, und dennoch für die Bürger der zweyten Claſſe beynahe unüberſteiglich iſt, ſo wird, ſo lang das Gefühl des Drückenden, was hierin liegt, die unteren Claſſen nicht zur offnen Widerſetzlichkeit reitzt, Eitelkeit oder Selbſtliebe

die Menſchen antreiben, ſich im äuſſern Betragen und in den Manieren der erſten Claſſe zu nähern, und ſo einen Unterſchied, wenigſtens dem Scheine nach, zu vertilgen, der, wenn er ſich auf wirkliche Vorzüge des Geiſtes gründete, die Selbſtliebe mehr auf eine vernünftige Nacheiferung richten würde. Die Achtung gegen dieſe Claſſen wird mehr in dem Maaſse, je mehr ſie ſich der erſten im Aeuſſerlichen nähern, als nach dem Verhältniſſe des wirklichen Nutzens, den ſie dem Staate bringen, zunehmen. Auf dieſe Weiſe wird eine Art von Nachahmungsſucht ſich allmählich über die ganze Nation verbreiten, indem jede Claſſe die ihr zunächſt voranſtehende, oder diejenige, mit der ſie am meiſten in Verbindung kommt, in äuſſerlichen Manieren, in der Lebensart und den Sitten zu copiren ſucht. Dieſe Nachahmungsſucht wird eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Charaktere, in ſo fern ſie ſich im Handeln entdecken, und gleichſam ein Syſtem der conventionellen Regeln des äuſſern Verhaltens hervorbringen. Jedermann wird in ſeinem Thun und Laſſen nicht ſeine eigne Einſicht, ſondern das Urtheil andrer zur Richtſchnur nehmen; er wird trachten, vor den Augen andrer immer in dem vortheilhafteſten Lichte, nicht ſowohl von Seiten der Sittlichkeit, als der Manierlichkeit zu erſcheinen, und Ehre, d. h. die günſtige Meinung andrer von ihm, wird das höchſte Ziel ſeines Beſtrebens, und der höchſte Grundſatz ſeines Handelns, ſeyn; er wird

der Ehre halber thun, wozu andre ſich durch ihr Gewiſſen getrieben fühlen; denn es bildet ſich unter ſolchen Umſtänden bald eine öffentliche Meinung von dem, was anſtändig und unanſtändig iſt, der ſich jeder deſto mehr unterwerfen muſs, je unduldſamer das Urtheil andrer iſt, und je mehr es Einfluſs auf das äuſſere Wohlſeyn eines jeden hat. Dieſe öffentliche Meinung wird zwar in vielen Fällen mit den Ausſprüchen des Gewiſſens zuſammentreffen, oft aber auch ihnen widerſprechen, und noch öfter einen Werth auf Dinge legen, die vor dem Gewiſſen keinen haben. Sollten aber die bisher beſtandenen bürgerlichen Verhältniſſe einmal umgeſtürzt werden, und das Urtheil der Geſellſchaft über den Werth der Handlungen ihren Einfluſs verlieren, ſo werden, durch den Verluſt des einzigen Zaums, der den Begierden und Leidenſchaften der Menſchen bisher Einhalt that, dieſe mit deſto gröſserer Gewalt und weniger Scheu hervorbrechen, und Sittenloſigkeit und Irreligioſität deſto ärgere Greuel erzeugen.

Der Same zu dieſer Stimmung iſt in allen monarchiſchen Reichen geſtreut; aber die Umſtände werden ihn in verſchiedenen Ländern und verſchiedenen Theilen deſſelben Reiches verſchieden entwickeln. Am meiſten zeigt ſich dieſe Stimmung in oder nahe bey der Reſidenz des Monarchen, weil der Hof dort das Muſter der feinen Sitten und der Manierlichkeit in Einen Punkt vereinigt darſtellt; je gröſser der Glanz und die Verfeinerung iſt, wo-

mit sich der Hof umgiebt, desto mehr Verfeinerung und Regelmäfsigkeit wird auch in den untern Ständen eingeführt werden. Diese Regelmäfsigkeit und Gleichförmigkeit der Manieren und des Betragens wird auch desto ausgebreiteter und bestimmter werden, je mehr Berührungspunkte die verschiednen Stände durch einen gröfseren Hang zum gesellschaftlichen Vergnügen unter sich erhalten; und endlich wird eine lebhafte, genufssüchtige, eitle und selbstgefällige Nation ungleich empfänglicher für alle jene Eigenthümlichkeiten seyn, als eine andre, die mehr Gesetzheit und Solidität besitzt. Die günstigsten Umstände zur Hervorbringung jener Stimmung vereinigten sich in Frankreich seit der glänzenden Regierung Ludwigs XIV, und keine Nation hat auch dieselbe bestimmter gezeigt, als die Französische. Die Leichtigkeit, womit sich diese Nation in die conventionellen Bande des Anstands fügt, dürfte auch wohl schwerlich in einem Lande stattfinden, das, weniger reich an allen Mitteln des Lebensgenusses, einen gewissen Grad des Luxus und ein sorgenfreyes Wohlleben weniger zuliefse. Auch die Ausdehnung des Königreichs hat hierauf einen wichtigen Einfluss; in einem kleinen monarchischen Staate ist der Schrecken der höchsten Gewalt und das Muster der Nachahmung überall zu nah, als dafs die Unterthanen eine gehörige Selbstständigkeit in ihrem Betragen, und ihren Grundsätzen erlangen könnten, und beynahe die ganze Nation nimmt den läppischen

Charakter an, wegen deſſen die Eingebohrnen der Hauptſtädte groſser Monarchieen berüchtigt ſind; in groſsen Monarchieen hingegen iſt die Nachahmung freyer, und Energie des Charakters iſt daſelbſt mit Gleichförmigkeit des geſellſchaftlichen Tons, der Manieren und des Geſchmacks ſehr gut zu vereinigen.

Fünfter Abſchnitt.

Vom Einfluſſe der Religion.

Alle Religionen überhaupt können in vier Claſſen, in ſinnliche, politiſche, ſpeculative und moraliſche Religionen, eingetheilt werden. Sinnliche Religionen ſind diejenigen, deren Begriffe und Meinungen ganz oder gröſstentheils durch die Sinnlichkeit und Einbildungskraft hervorgebracht ſind, nach denen z. B. alle ſtark in die Sinne fallenden und nach der gewöhnlichen Meinung Schaden oder Vortheil mit ſich führenden Gegenſtände, alle groſsen Naturbegebenheiten nicht als Erſcheinungen und Wirkungen eines und deſſelben Syſtems, ſondern entweder ſelbſt als Gottheiten oder als beſondere und augenblickliche Kraftäuſserungen verſchiedener unbekannter, den Menſchen an Macht und Stärke überlegener, Weſen betrachtet, und dieſe Weſen

ſelbſt nach der Analogie der menſchlichen Geſchöpfe nur nach einem höhern Maaſsſtabe vorgeſtellt werden. Zu dieſer Claſſe gehört nicht nur die Religion der Griechen, das allmählich ausgebildete und verfeinerte Produkt einer lachenden und reizenden Einbildungskraft, ſondern auch die Abgöttereyen der Fetiſch - Anbeter und aller rohen, auf der unterſten Stufe der Cultur ſtehenden, Völker. Denn, ſo ſehr verſchieden dieſe Religionen ſonſt auch immer ſeyn mögen, ſo ſtimmen ſie doch alle in Anſehung ihres Urſprungs überein, indem ſie alle aus der Sinnlichkeit und Einbildungskraft, obgleich die einen aus einer reichen, üppigen und gebildetern, die andern aus einer rohen und armen Einbildungskraft, entſtanden ſind.

Die politiſchen Religionen ſind Erzeugniſſe des Verſtandes und der Klugheit. Wenn eine Nation zu dem Grade der Ausbildung gelangt iſt, daſs ſie einer regelmäſsigen Verfaſſung bedarf, aber Geiſtes-Cultur noch nicht ſoweit verbreitet iſt, daſs jedes einzelne Mitglied die Nothwendigkeit einſieht, ſeinen Willen, ſeine Neigungen und Leidenſchaften zur Sicherheit und Ruhe aller unter das allgemeine Geſetz zu beugen, ſo ſind die unter der Nation ſchon herrſchenden Religionsbegriffe die einzigen Mittel, die Beobachtung der Geſetze und bürgerlichen Verfügungen zu erhalten, indem der Geſetzgeber dieſe als durch den offenbarten Willen der Gottheit aufgegeben vorſtellt; und daher haben weiſe Männer

die Gesetze und Einrichtungen, die sie für die Ruhe, und das Glück ihrer Mitbürger nöthig erachteten, immer als unmittelbare Befehle der Gottheit vorgetragen. Keine Religion kann bey ihrer ersten Entstehung schon diese politische Tendenz haben; um diese zu haben, müssten die Stifter einer solchen schon in dem Augenblicke, da sich die erste Idee von höhern Wesen bey einer Nation entwickelt, das Bedürfniss einer regelmäfsigen bürgerlichen Verfassung fühlen, und im Stande seyn, das Verhältniss jeder Einrichtung zum öffentlichen Wohl einzusehen; aber die erste Entstehung religiöser Begriffe findet bey jeder Nation schon in ihrem rohesten Zustande statt, und man hat nur äusserst wenige Völkerschaften gefunden, die ohne alle Religionsbegriffe gewesen wären, so dafs selbst zu bezweifeln ist, ob nicht vielmehr die geringe Bekanntschaft mit jenen Völkerschaften und ihren Sprachen schuld daran gewesen sey, dafs man ihnen jene Begriffe abgesprochen hat. Diese Art von Religionen setzt also immer die andere Art, die Religion der Sinnlichkeit und Einbildungskraft voraus, und die politische Klugheit einiger Männer hat nur den durch jene beyden untern Seelenkräfte erzeugten Begriffen politische Maximen angeheftet oder untergeschoben. Jede sinnliche Religion bekommt nothwendig, sowie die Nation in der Civilisation weiter rückt, mehr oder weniger eine politische Richtung. In der sinnlichen Religion der Griechen finden wir schon in

den älteſten Zeiten eine Miſchung politiſcher Grundſätze, wenigſtens ſolcher, die, wenn ſie auch nicht auf die Gründung beſtimmter Verfaſſungen und Geſetze, doch auf die Civiliſirung und Humaniſirung der noch rohen Menſchen abzweckten. Von dieſer Art ſind die Grundſätze von der Heiligkeit der Gaſtfreundſchaft und des Schwures, von der Unverletzlichkeit der um Schutz und Schonung Flehenden, welche die Weiſen und Lehrer des Volks an die Majeſtät Jupiters knüpften; dieſe Tendenz hatten ebenfalls die Myſterien, wenigſtens in ihrer erſten Anlage, und die Orakel zu Delphi, Dodona etc. Die Religion der Römer war urſprünglich ſinnlich, bis, der Tradition zufolge, Numa ſie nach politiſchen Zwecken erweiterte und umſtaltete. Seit der Zeit wurde ſie immer mehr politiſch, und ein kräftiges Werkzeug in den Händen der Könige, der Erſten des Staats und der Volksführer. Die jüdiſche Religion war zwar in der Form, wie ſie Moſes feſtſetzte, beynahe ganz politiſch; von moraliſchen Vorſchriften ſind nur ſoviel in ihr enthalten, als auf die bürgerliche Ordnung und Ruhe einen nahen Bezug haben; andre Verfügungen derſelben ſind ſelbſt einer geläuterten Moral zuwider, obgleich für die damalige politiſche Lage der jüdiſchen Nation zweckmäſsig. Aber auch dieſe politiſche Religion war auf die mehr ſinnliche Religion Abrahams und ſeines Stammes gegründet; denn der Jehovah der Juden war urſprünglich nichts weiter als die Gottheit,

durch deren Verehrung ſich der Stamm Abrahams von andern Stämmen unterſchied; die Begriffe von dieſer Gottheit waren von menſchlichen Neigungen, Fähigkeiten und Kräften abgezogen, und nur durch die leitende Idee von ihrer Obermacht erhöht.

Speculativ nenne ich die Religionen, die durch den Drang der Vernunft, das Weſen und den Urſprung der Dinge theoretiſch zu erforſchen, mit Verachtung aller Erfahrung, und ohne Rückſicht auf die moraliſchen Bedürfniſſe der Menſchen, entſtehen. Zu ihren Anhängern gehören die Aſceten, Schwärmer etc. Die Religionen der Indianer, Chineſen und andere ſind auch, obgleich mit ſinnlichen Begriffen abentheuerlich vermiſcht, groſsentheils von dieſer Claſſe. Solche Religionen ſind meiſtens oder oft allegoriſch, indem die Gegenſtände der Verehrung, der gemeinen Faſſungskraft zu gefallen, zwar ſinnlich dargeſtellt werden, aber ihnen ein geheimer Sinn untergelegt wird, der nachher oft verloren geht, und ohne welchen ſolche Religionen ein noch widerſinnigeres Anſehen erhalten.

Moraliſch iſt nur Eine Religion — die chriſtliche; denn in ihr iſt nicht nur der Begriff vom höchſten Weſen von allen menſchlichen Vorſtellungen gereinigt, ſondern die Vorſchriften derſelben ſind auch ohne alle Rückſicht auf zeitliche Vortheile irgend einer Art, bloſs auf die moraliſche Natur des Menſchen gegründet, und auf ihre Vervollkommnung gerichtet. Es iſt aber bekannt, wie oft und wie

ſehr

ſehr auch dieſe erhabne und ihres Namens allein würdige Religion den Machthabern als Werkzeug zur Erreichung ihrer, guten oder ſchlimmen, Abſichten hat dienen müſſen, und wie oft und auf wie mannigfaltige Weiſe ſie von ihrer Höhe herabgezogen und den ſinnlichen Vorſtellungen der Menſchen angepaſst worden iſt.

Unter allen bisher angeführten Urſachen der Nationalverſchiedenheiten iſt keine, die auf den Geiſt des Menſchen einen mächtigern Einfluſs hat, als die Religion; denn ſie beſtimmt die Begriffe, die für den Menſchen vermöge des zwar ſelten deutlich gefühlten, aber ſelbſt in den roken Verſuchen der ſinnlichſten Völker ſich offenbarenden, Bedürfniſſes ſeiner vernünftigen Natur das höchſte Intereſſe haben; je höher dieſes Intereſſe iſt, deſto mehr bemächtigt ſie ſich der ganzen Seele des Menſchen, und deſto mehr zieht ſie den Geiſt nach ihrer Richtung. Aber dieſe Wirkung wird in dem Maaſse ſtärker oder ſchwächer ſeyn, als das beſtehende Religionsſyſtem mehr oder weniger mit der herrſchenden Geiſtesſtimmung, mit der Stufe, worauf die moraliſche und intellektuelle Bildung der Nation ſteht, zuſammenpaſst, und als es mit dieſer in Anſehung ſeines Urſprungs näher oder entfernter verwandt iſt. Eine moraliſche Religion würde, beſonders in ihrer höchſten Reinheit, gegen die übrige Geiſtesbildung einer Nation von Wilden oder Barbaren zu ſehr abſtechen, als daſs ſie einen merklichen Einfluſs auf die Beſtimmung ihres Natio-

nalcharakters haben könnte; und eben so wenig würde eine ganz sinnliche Religion bey den civilisirten Europäischen Nationen Eingang finden und eine merkliche Veränderung im Charakter hervorbringen. Das menschliche Geschlecht im Ganzen durchläuft, wie einzelne Nationen und einzelne Menschen, drey Epochen oder Stufen seiner allmäligen Ausbildung, die Epochen der Sinnlichkeit und Phantasie, des Verstandes und der Vernunft. So lange unter den Menschen keine andren Verbindungen bestehen, als nur Verbindungen einiger wenigen, dergleichen das augenblickliche Bedürfniss der gegenseitigen Unterstützung und Vertheidigung zufälliger Weise erzeugt, ohne Gesetze und ohne auch für künftige Fälle berechnete Einrichtungen; so lange ist der Mensch sinnlich, nur die ihm am nächsten liegenden Gegenstände mit seinen Gedanken zu umfassen, und nur für den Augenblick zu sorgen fähig; jede stark in die Sinne fallende Naturerscheinung, jede Kraft des Geistes oder der Seele, die auf seine gegenwärtige Lage einen vorzüglichen Einfluss zu haben scheint, giebt ihm die Vorstellung eines besondern höhern Wesens an die Hand; und die verschiedenen und mannigfaltigen Wesen, die sich seine Einbildungskraft auf diese Weise schafft, stehen unter einander eben so wenig in Verbindung, als die verschiednen kleinen Familien- oder Stamm-Associationen, die er in den zunächst ihn umgebenden Gegenden antrifft. So wie die Mittel des Unterhalts sich ver-

vielfältigen und leichter werden, die abgesonderten und oft feindlichen Stämme näher an einander rücken, und die gesellschaftliche Verbindung sich immer mehr der Einheit und einer gewissen Unterordnung der verschiednen Glieder nähert, erweitert sich auch die Einbildungskraft, erhebt sich über die blosse Sinnlichkeit und sucht auch in die Vorstellungen von höhern Wesen Einheit und ein System der Unterordnung zu bringen. Je näher die Menschen sich nun an einander schliessen, desto mehr entwickeln sich ihre Kräfte, Fähigkeiten und Neigungen durch die Collision, worin verschiedne Menschen mit einander gerathen, und desto mehr entwickeln sich auch die Vorstellungen von den moralischen Eigenschaften der höhern Wesen nach der Analogie der menschlichen Natur; man sieht immer mehr die Nothwendigkeit ein, die rohen Ausbrüche der Leidenschaften zurückzuhalten und einzuschränken, und die Gesinnungen und Grundsätze, welche diesen Endzweck vorzüglich befördern sollen, werden nun den Göttern, als höhern Wesen, in vorzüglicherm Grade zugeschrieben; sie werden selbst als die Urheber und Handhaber solcher Gesinnungen und Verhaltungsregeln vorstellig gemacht. Der Glaube an diese, obgleich nur im Einzelnen, moralische Herrschaft der Götter dient lange anstatt der Gesetze und zur Aufrechthaltung der getroffenen bürgerlichen Einrichtungen, bis endlich die immer zunehmende Volksmenge, die immer reger werdende Geselligkeit und

Betriebſamkeit, und die ſich immer mehr und in immer mannigfaltigeren Schattirungen entwickelnden guten und böſen Triebe der menſchlichen Natur geſchriebene Geſetze und beſtimmte ſchärfer begränzte bürgerliche Verfaſſungen hervorbringen. Schon vor dieſer Epoche hatte ſich das Roh-ſinnliche in den Vorſtellungen von höhern Weſen verloren, je mehr die Menſchen auch in ihrem häuslichen und geſellſchaftlichen Leben gelernt hatten, in ihren Gedanken über das gegenwärtige Bedürfniſs hinaus zu gehen; die Einbildungskraft hatte einen weitern Spielraum gewonnen und ſich mehr mit dem Verſtande verbunden; jetzt werden die urſprünglichen Vorſtellungen von göttlichen Naturen entweder bloſs als unterhaltende Spiele der Phantaſie zur Verſchönerung der Werke der ſchönen Kunſt zugelaſſen, oder als Hülfsmittel, die rohe und ſinnliche Menſchenklaſſe, die bey jeder Nation in jeder Epoche immer noch zahlreich genug iſt, zur Beobachtung der bürgerlichen Geſetze zu zwingen, benutzt, und die religiöſen Ideen bekommen eine politiſche Richtung und einen politiſchen Zweck. Nun treten nach und nach Männer auf, die jene religiöſen Begriffe durch die bloſse Vernunft prüfen und läutern, und zwar in dem Maaſse, je weniger eine Nation durch die Sorge für ihren Unterhalt, für ihre politiſche Selbſtſtändigkeit oder für die Ausbreitung ihres Einfluſſes und ihrer Macht an ſpeculativen Unterſuchungen gehindert wird; philoſophiſche Ideen werden

immer allgemeiner verbreitet, und wenn nun die politiſche Thätigkeit entweder durch die endlich gelungene feſte Begründung der Verfaſſungen oder durch den Umſturz der politiſchen Freyheit geſchwächt worden, und der Hang zur Speculation und Behandlung theoretiſcher Wiſſenſchaften ihre Stelle einnimmt, ſo ſtürzen allmählich jene nur noch durch Gewohnheit, Trägheit und Abneigung vor dem Gebrauche der Vernunft erhaltenen Überreſte der ehemaligen Volksreligion vollends zuſammen. Aber die Religion muſs, ehe ſie zu ihrem wahren Zwecke gelangt, ſich noch auf einen Abweg verirren; ſie ſucht erſt durch eine von den Sinnen abgezogne Speculation ihrem Ziele näher zu kommen, bis von der Nichtigkeit und Eingeſchränktheit des theoretiſchen Grübelns überzeugt, ſie ſich auf das Praktiſche wendet, und ſo erhebt ſich endlich ein auf Vernunft und Moral gegründetes Gebäude der Religion. *)

Eine Religion äuſsert alſo nur dann erſt ihre eigenthümliche Wirkung auf die Gemüther der Menſchen und den Charakter der Nation, wann ſie das freye Produkt des jedesmaligen Sittenzuſtandes, der politiſchen Lage und der Geiſtesbildung derſelben

*) Dieſes iſt der Gang des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen in Anſehung der religiöſen Ausbildung, obgleich bey einzelnen Nationen dieſe Religionen nicht in der Ordnung auf einander folgen, und einige derſelben, wie die ſpeculative, nach Maasgabe der Umſtände gänzlich fehlen.

iſt, und ihr nicht, wie den durch Feuer und Schwerdt bekehrten Einwohnern von Amerika aufgedrungen wird. Die eigenthümliche Wirkung der ſinnlichen Religionen iſt nun, erſtlich, daſs ſie dieſelbe Geiſtesrichtung, aus der ſie entſtanden ſind, nähren und verſtärken. Es iſt z. B. keinem Zweifel unterworfen, daſs die poetiſche Religion der Griechen vorzüglich dazu beygetragen habe, den poetiſchen Sinn bey dieſer Nation zu wecken und zu unterhalten. Denn nichts iſt der Einbildungskraft angemeſſener, und erleichtert ihr Spiel mehr, als die Vorſtellung alles deſſen, was in der Natur wirkt, unter der leicht durch die Sinne zu faſſenden Form menſchenähnlicher Weſen, und die Anknüpfung einer jeden, moraliſchen oder phyſiſchen, Wirkung an eine nahe Urſache, unter derſelben Form menſchenähnlicher Geiſter. Daher haben ſich auch Dichter in Zeiten, wo jene ſinnlich - religiöſen Ideen ſchon ihren Glauben verloren hatten, ſelbſt in den neueſten Zeiten nie oder nur zum Nachtheil ihrer Werke von jenen Dichtungen entfernt. Aber nicht alle poetiſchen Religionen ſind von der gefälligen Art, wie die Griechiſche; als Geburten der Sinnlichkeit werden ſie durch die Natur der Gegenſtände, die ſich den Sinnen darbieten, und durch die Natur des Landes mannigfaltig beſtimmt. In einem Lande, das, arm an mannigfachen Produkten, einförmig in ſeinen Anſichten, unter einem nebligten und ſtürmiſchen Himmel liegt, können die über die

Natur waltenden Wesen nicht in mannigfaltigen, das Spiel der Einbildungskraft nährenden erheiternden Formen gedacht werden; daher das Düstere und Melancholische in der Nordischen Mythologie. *)

*) Daher sind die Geister der Abgeschiednen die einzigen poetischen Wesen, die in Ossians Gedichten vorkommen. Ueber den Unterschied der südlichen und nordischen Volksdichtungen s. Moritz Reise nach Italien, 2r Th. S. 165. „Es ist merkwürdig, dafs unter diesem heitern Himmel die Ideen von Hexen, Gespenstern, Geistererscheinungen etc. selbst bey dem gemeinsten Volke, dessen Einbildungskraft doch so sehr mit religiösen Schreckbildern angefüllt ist, nicht haben empor kommen können. Die italiänischen Volkslieder haben nicht das mindeste Aehnliche mit den Balladen der nordischen Völker, wo die Erscheinungen von Geistern der Verstorbenen und andere schreckenvolle Gegenstände immer ein Lieblingsthema sind, um welches die Phantasie sich drehet. Hier hingegen athmet alles Lebensluft, und Ruhe und frohen Genufs der fliehenden Tage; selbst die Legenden der Heiligen und die biblischen Geschichten, welche das Volk auf den Strafsen singt, legen ihren feyerlichen Ernst ab, und sind häufig mit naiven und launichten Einfällen durchwebt. — Hier wird freylich auch die Phantasie nicht so, wie bey den nordischen Völkern, durch die Ungemächlichkeiten des Klima und der Witterung aus den Regionen des Lebens hinweggedrängt, sondern sie kann ruhig auf den Gegenständen der wirklichen Welt verweilen und findet reichen Stoff sich zu beschäftigen. — Auch ist es bey dem italiänischen Volke gar nicht Sitte, etwa in einem Kreise dicht beysammen zu sitzen, und sich grausenerweckende Geschichten zu erzählen, welches bey uns noch immer einen Hauptzweig der Vergnügungen des gemeinen Volks ausmacht. Dazu gehören aber auch die Dünfte einer eingeheizten Stube, der Anblick einer düstern, halberstickten Flamme auf dem Heerde, der Dampf von schwarzen triefenden Lampen, der heulende Nordwind draufsen, und die verschneyte Pforte.“

Unter einem milden Himmelsſtriche, wo die Natur ſich mehr in ihren wohlthätigen, als ſchrecklichen, Wirkungen offenbart, wirkt der Eindruck der Sanftmuth auch auf die Begriffe von den göttlichen Weſen, da hingegen dieſe in Ländern, wo in der Natur Gegenſtände der Furcht und des Schreckens häufiger ſind, mehr als furchtbare, ſtrafgierige und feindſelige Geiſter vorgeſtellt werden. *) Dahingegen haben die abentheuerlichen Geſtalten der Indiſchen Götter und die wunderlichen Dichtungen, welche in Anſehung ihrer die Indiſche Phantaſie erzeugt hat, ihre Entſtehung vermuthlich einem von allem thätigen Leben abgezogenen, nur der Speculation hingegebenen, Geiſte, der nicht durch einen im wirklichen Leben gebildeten Verſtand gezügelt war, zu danken. Alle Urſachen alſo, die auf die Beſtimmung des Nationalcharakters Einfluſs haben, wirken auch und zwar am nächſten auf die Sinnlichkeit, und vermittelſt dieſer, auf dieſe Art von Religionen, und auch zufällige Umſtände tragen das ihrige hiezu bey. Die Griechiſche Mythologie würde ſchwerlich zum poetiſchen Gebrauche ſo geſchickt geworden ſeyn, ſie würde vielleicht immer die harte und düſtere Form behalten haben, von der wir in den untergeſchobenen Orphiſchen Hymnen noch einen Abdruck ſehen, wenn nicht frühzeitig ein Dich-

*) Peru und Mexico. *Robertſon's hiſt. of Amer. Vol. III. p. 196. ed. Baſil.*

ter, wie Homer, ſie durch ſeine ſchöpferiſche und verſchönernde Einbildungskraft belebt hätte. So mannigfaltig nun dieſe poetiſchen Religionen ſind, ſo mannigfaltig ſind auch die Wirkungen, welche ſie auf den Nationalcharakter haben. Eine Religion, deren Charakter Sanftheit und Milde iſt, wird auch mit dazu beytragen, den Charakter ihrer Bekenner wohlwollend, geſellig und ſanft zu bilden, da hingegen eine Religion, welche die Gottheit als furchtbar und ſchrecklich vorſtellt, die Menſchen zu abergläubiſcher Furcht, zu ſchweren und harten Aufopferungen, ſelbſt zum Schlachten ihrer Nebenmenſchen auffordert, und einen finſtern, wilden und grauſamen Charakter veranlaſst.

Indeſſen mögen die poetiſchen Religionen, und ihre Wirkungen auf die Modification der Charaktere noch ſo verſchiedenartig ſeyn, ſo ſtimmen ſie doch in einer Wirkung mit einander überein, daſs ſie den dem Menſchen ohnedem ſchon ſo natürlichen Hang zur Sinnlichkeit befördern und nähren, und dieſe Wirkung muſste bey einer Religion von ſo gefälliger und anmuthiger Dichtung, wie die Griechiſche war, an Stärke gewinnen. Menſchen von einer feurigen und reizbaren Einbildungskraft erſcheinen die Regeln, welche die kalte Vernunft dem praktiſchen Leben vorſchreibt, als zweckwidrige, mit der Natur des Menſchen ſtreitende, und nur von kalter Gefühlloſigkeit erſonnene Einſchränkungen, weil ſie dies bey ihnen überwiegende Geiſtes-

vermögen einzuzwängen drohen; der Genuſs ſinnlicher Vergnügungen erhöht das angenehme Spiel der Empfindungen und der Einbildungskraft, und dieſes Gefühl wirkt augenblicklicher und ſtärker, als das Bewuſstſeyn eines nach den Vorſchriften der Moral geführten Lebens. Leichtſinn iſt daher der natürliche Begleiter einer regen Einbildungskraft, und er würde dieſes da, wo er durch eine auf die Phantaſie und Sinnlichkeit gegründete Religion unterſtützt wird, noch um deſto mehr ſeyn, da ſolche Religionen vorzüglich in den Ländern entſtehen, die durch die Ergiebigkeit des Bodens, die Milde des Himmels und die Mannigfaltigkeit und Anmuth der Naturſcenen vorzüglich zum Lebensgenuſs einladen, wenn nicht die geſellſchaftlichen Verbindungen und die Bedürfniſſe des bürgerlichen Lebens den Geiſt zum Nachdenken, Überlegen und Berechnen nöthigten. Indeſſen waren doch gerade die Gegenden von Griechenland, in denen die poetiſche Religion am meiſten erweitert und verſchönert wurde, Athen und das Griechiſche Klein-Aſien diejenigen, in welchen die Ausſchweifungen in der Liebe am allgemeinſten verbreitet, öffentlicher getrieben wurden und am wenigſten Misbilligung, ſelbſt von Seiten achtungswürdiger Männer, auf ſich zogen.

So mannigfaltig der poetiſche Aberglauben iſt, eben ſo verſchiedenartig ſind auch die politiſchen Religionen; einige ſind ſtrenger, andere gelinder. Ihre allgemeine und Hauptwirkung, die ſich nur nach

dem verſchiednen Grade der Strenge verſchieden modificirt, muſs darin beſtehen, daſs ſie das Volk, deſſen politiſche Verbindung durch ſolche Religionen beſtimmt und zuſammengehalten wird, zu einer mehr geſchloſſenen, von andern ſich abſondernden, und zuweilen ſelbſt mit Verachtung oder Haſs auf andere herabſehenden Geſellſchaft macht. Keine Religion hat dieſe politiſche Abſonderung feſter gegründet und weiter getrieben, als die Moſaiſch-Jüdiſche. Ihr Gott, urſprünglich der Stammgott Abrahams, war von allen andern Gottheiten benachbarter Völker verſchieden; er wurde den Iſraeliten als der einzig wahre Gott, und ſie ſelbſt als das auserwählte Volk dieſes Gottes vorgeſtellt. Alle andren, dem Jüdiſchen Gottesdienſt nicht ergebnen Völker, erſchienen daher dem gläubigen Iſraeliten als verworfene Racen, als Feinde des einzig-wahren Gottes, die man mit Feuer und Schwerdt ausrötten müſste. Es iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen, wie viel politiſche Klugheit dazu gehörte, ein Volk, das ſeit vier Jahrhunderten in der Sclaverey und Unwiſſenheit alle Energie verloren hatte, und das wieder in das von andern Völkern beſetzte Land ſeiner Väter zurückgeführt werden ſollte, durch die begeiſternde Idee von einem ſchützenden Nationalgott zu allen Gefahren unverdroſſen zu machen; wir betrachten hier bloſs die Wirkungen dieſer damals vielleicht nothwendigen Vorſtellungsarten auf den Charakter der Iſraeliten. Wenn dieſes nun die Wirkungen

jener politiſchen Religion auf das Verhältniſs der Israeliten zu den ſie umgebenden Nationen waren, ſo waren die Wirkungen derſelben auf ihre politiſche Verbindung unter ſich nicht geringer. Je mehr ſie dieſer Gottesdienſt von andern Nationen abſchied, deſto feſter verband er ſie unter ſich ſelbſt; je weniger ihre Eigenthümlichkeiten ſich durch das Verkehr mit andern Völkern abſchliffen, deſto feſter, beſtimmter und einförmiger, aber auch deſto härter wurden die Züge ihres Charakters. Hiezu kam, daſs in dem Jüdiſchen Staate, als einer Theokratie, Prieſter die oberſte Gewalt in Händen hatten, eine Gattung von Regierern, welche das, was das Recht im äuſsern Verkehr der Menſchen fordern kann, nie genug von dem, was die Moral dem Gewiſſen auferlegt, zu unterſcheiden wiſſen, und daher, anſtatt das moraliſche Gefühl und das Gewiſſen der Menſchen durch zweckmäſsigen Unterricht zu läutern, die Vorſchriften der Moral als äuſsere Zwangspflichten auferlegen. Eine ſolche Regierung aber erzeugt abergläubiſche Anhänglichkeit an äuſsere Ceremonien mit Vernachläſsigung der Reinheit des Herzens, und unterhält daher die Neigung zu Heucheley und Verſtellung. — Auch die Mohamedaniſche Religion iſt politiſcher Art, und man kennt die Verachtung, mit welcher die Mohamedaner auf die Chriſten, als auf Unreine, auf ihre Künſte und Wiſſenſchaften herabſehen, ob gleich ihre Religion zu einer Zeit entſtand, da ſie ſich nicht mehr durch den Glauben

an einen besondern, sie vorzüglich schützenden, Gott von den andern Nationen trennen konnten. Auch auf ihre innere Verfassung hat ihre Religion den Einfluss, dass sie durch dieselbe noch zusammengehalten wird, ob sie gleich nicht eine so vollkommne Theokratie begründet, und der Sultan, als Stellvertreter des Propheten, die priesterliche Gewalt mit der seinigen vereinigt.

Die Religion der Römer war ursprünglich sinnlich, und trug kein Bedenken, sich durch Aufnahme fremder, ebenfalls sinnlicher, Religionsbegriffe, Gottheiten und Gebräuche, die sie von den Ureinwohnern Italiens, den Etruriern, Griechen u. a. entlehnte, zu erweitern. Schon früh unter der königlichen Regierung wurden die Religionssätze zu politischen Zwecken gebraucht, und besonders waren die Wahrsagerkünste der Augurn, Aruspices etc. ein kräftiger Staatshebel in den Händen des Senats und der Consuln. Aber alles dieses war nichts, das sich nicht auch in den Religionen andrer abgöttischer Völker, wenigstens der Ähnlichkeit nach, gefunden hätte. Fremde Religionen wurden nur, wann sie der Polizey anstösig wurden, untersagt, und die Christen wurden erst dann verfolgt, wie man glaubte, dass ihre Grundsätze den Staat selbst untergraben dürften. Die Religion der Römer hat daher, als politische Religion, nur auf die innere Subordination und mittelbar auf die Fortdauer des Staats gewirkt. Uebrigens wurden die Römer schon von

frühen Zeiten an zu sehr an Staatsgeschäfte und den Krieg gewöhnt, als dafs der Einfluſs der Religion, sey es als politischer oder sinnlicher Religion, hätte merklich seyn können.

Die unmittelbarste Wirkung der theoretisch-speculativen Religionen ist, dafs sie ascetische und theurgische Schwärmer bilden. Aber da verhältnifsmäfsig immer nur der kleinste Theil der Menschen zur Speculation geneigt ist, so formiren diejenigen, die hiezu den meisten Beruf haben, bald ein eignes Corps, und setzen sich durch ihre Büfsungen und ihre Wunderkünste bey der unwissenden Menge in den Glauben der Heiligkeit und eines näheren Umgangs oder selbst der Verwandschaft mit höhern Geistern. Ihr Interesse und selbst schon ihre Eitelkeit treibt sie an, und jene Achtung macht es ihnen leicht, die Gemüther des grofsen Haufens durch Furcht zu blinder Folgsamkeit zu fesseln. Der Charakter der Völker, bey denen eine solche Religion herrscht, ist daher Sclavensinn, der durch die beständige Beziehung auf religiöse Vorschriften den Anstrich devoter Schwärmerey erhält. Da die natürliche Tendenz jener speculativ-religiösen Schwärmerey dahin geht, dafs sie den Geist vom Sinnlichen abzieht, und in der gänzlichen Abgezogenheit der Seele von den Sinnen die Vollkommenheit des Menschen setzt, so werden die natürlichen moralischen Triebe und Neigungen des Herzens auch als Überbleibsel der Sinnlichkeit gemisdeutet; die Stimme

des Gewiſſens wird unterdrückt; die heiligſten Bande der Natur werden aufgelöſst, die ſchwärzeſten Verbrechen werden geheiligt, ſobald ſie dem Prieſterorden, den Glaubensſätzen ſeiner Schwärmerey oder ſeinem zeitlichen Intereſſe zu widerſtreiten, oder zu entſprechen ſcheinen. Von dieſer Art, mehr oder weniger zerrüttend, war die Religion bey den alten Egyptiern und das Mönchthum in den finſtern Zeiten von Europa, und ſo iſt noch jetzt die Religion der Hindus und der meiſten Aſiatiſchen Völker. Die Myſterien und Orakel bey den Griechen hatten dieſelbe Tendenz, wenn ihr nicht die in dem Charakter der Nation feſt gegründete ſinnliche Religion unüberſteigliche Hinderniſſe entgegengeſetzt hätte, und der platoniſche Myſticismus hätte zu einem ſolchen religiöſen Syſtem und Orden eine dauerhafte Grundlage abgeben können.

Die Wirkung der chriſtlichen, als der einzigen rein-moraliſchen, Religion ſollte eigentlich ächte Moralität ſeyn. Aber ſo ſchwer iſt es, alle Neigungen, Fähigkeiten und Kräfte des Menſchen zur Übereinſtimmung mit ihrem höchſten Zwecke, der Moral, einander unterzuordnen, daſs auch dieſe Religion bald zu einer ſinnlichen, bald zu einer ſpeculativ-ſchwärmenden Religion ausgeartet, und bald zu einer Dienerin der Politik gemisbraucht worden iſt. Doch ſind, ungeachtet dieſer Abwege, ihre wohlthätigen Wirkungen unverkennbar. Ihr haben wir eine feſtere Begründung und allgemeinere Aner-

kennung der Rechte der Menſchheit, die Abſchaffung der Sclaverey wenigſtens unter Europäern, die gröſsere Menſchlichkeit der Kriege, ein billigeres Völkerrecht und eine gröſsere Gemeinſchaft der Nationen unter ſich zu verdanken. Sie hat bewirkt, daſs in den europäiſchen Reichen bey aller noch beſtehenden Willkührlichkeit doch der aſiatiſche Despotismus immer mehr verbannt iſt, daſs die Regenten immer mehr ihre Pflichten und die Rechte ihrer Untergebenen als ihrer Nebenmenſchen erkannt, und die Völker an eine vernünftig - ruhigere bürgerliche Ordnung ſich gewöhnt haben; und gleich als ob die Zurückführung aller Vernunftfähigkeiten auf ihren höchſten Zweck, das Moraliſch - Praktiſche, ihnen, jeder in ihrem Wirkungskreiſe, eine gröſsere Beſtimmtheit, Ordnung und Kraft mittheilte, ſo haben auch die Wiſſenſchaften an Umfang und Beſtimmtheit gewonnen.

Sechſter

Sechster Abschnitt.

Von der Erziehung und einigen zufälligen Ursachen.

Eine Hauptursache der verschiednen Nationalcharaktere hat man in der Erziehung zu finden geglaubt. Es ist freylich nicht zu leugnen, dafs die Erziehung auf die Geistes - und Charakterbildung des einzelnen Menschen den entschiedensten Einfluss habe, und man sollte daraus schliefsen, dafs auch die öffentliche Erziehung eben so entschieden auf die Bestimmung des Nationalcharakters wirke. Allein entweder schreibt sich das öffentliche Erziehungswesen in einem Lande noch aus ehemaligen Zeiten her, und pafst nicht mehr ganz zu den gegenwärtigen Bedürfnissen und Verhältnissen der Nation; — dann mufs das Veralterte und Unpassende desselben dem Einflusse des Zeitgeistes weichen, und selbst das Gute

in demſelben wird verdächtig und thut ſeine Wirkung nicht mehr; — oder das Erziehungsweſen ſteht in genauem Verhältniſſe zu der Verfaſſung und den Gebräuchen des Landes; dann iſt der Einfluſs deſſelben mit dem Einfluſſe der letztern eins, und es iſt ſchwerlich zu unterſcheiden, was auf die Rechnung des erſteren, und was auf die der letzteren zu ſchreiben iſt. Merklicher und wohlthätiger wird der Einfluſs der Erziehung, wann, wie in Deutſchland, vernünftigere Grundſätze in Anſehung derſelben ſich zu verbreiten anfangen, und das Erziehungsweſen einer allgemeinen Reform unterworfen wird; dann wird hiedurch allmählig auch eine Revolution in der Denkungsart, und durch dieſe in den Wiſſenſchaften und Künſten, der Verfaſſung und den Gebräuchen des Landes zuwege gebracht, bis daſs, wenn dieſe mit dem geläuterten Erziehungsweſen in Uebereinſtimmung gebracht worden ſind, der Einfluſs deſſelben ſich in dem der andern moraliſchwirkenden Urſachen verliert. Aber ſelbſt eine ſolche Reform im Erziehungsweſen iſt eine Folge des Zeitgeiſtes, der nur deswegen zuerſt auf die Erziehung wirkt, weil er für alle andere Arten ſich zu äuſſern zu viel Hinderniſſe findet, und es iſt daher äuſſerſt zweifelhaft, ob die Erziehung, ſo wichtig und wohlthätig eine gute Methode in derſelben auch unſtreitig iſt, auf die Beſtimmung des Nationalcharakters einen eigenthümlichen Einfluſs habe. Unterſtützen kann die öffentliche Erziehung die Verfaſſung, wenn

sie dieſer angemeſſen iſt; wie ſie dieſes in Sparta nach der Abſicht Lykurgs that, aber ſie kann weder eine durch ihre inneren Gebrechen ſchwankende Verfaſſung aufrecht erhalten, noch eine fehlerhafte, die durch Alterthum, Vorurtheile oder Intereſſe geſchützt wird, ſtürzen, wenn der Geiſt der Zeiten ihr nicht beyſteht; und der Nationalcharakter wird alſo immer weniger durch die öffentliche Erziehung, als durch die von der Natur des Bodens abhängige Art der Beſchäftigungen, durch die Verfaſſung und Religion beſtimmt werden. Und wie ſollte auch die Erziehung auf die Bildung des Nationalcharakters wirken können? Sie kann, was die Erkenntniſskräfte betrift, den Verſtand zwar von falſchen Begriffen reinigen, ihn mit richtigern verſehen, ihm mehr Umfang geben, ihn gegen die Beſchleichungen der ſinnlichen Vorſtellungen ſtärken; ſie kann in Anſehung des Willens die moraliſch-guten Neigungen befeſtigen, die Vernunft in der Erkenntniſs des Guten üben, und durch Ausbildung beyder die böſen Neigungen bekämpfen; aber alles dieſes betrift noch nicht die unter einer Nation herrſchende Miſchung der Seelenkräfte, worin eigentlich der Nationalcharakter beſteht; ſie kann eben ſo wenig bewirken, daſs z. B. bey den Italiänern und Franzoſen die natürliche Richtung ſeiner Erkenntniſs, vermöge welcher er alles unter ein ſinnliches Bild zu faſſen, ſinnlich darzuſtellen ſucht — eine Fähigkeit, welche in dem ſchnellen Auffaſſen der charakteriſtiſchen

Merkmale, welche die Oberfläche, nicht das innere Wesen, einer Sache darbietet, besteht und zum Witz und ésprit erforderlich ist — verändert werde, als sie bey dem Deutschen und Engländer den Hang zum stillen Nachdenken, zur Untersuchung der inneren Eigenschaften einer Sache, und zum Grübeln durch eine sinnlichere Behandlung der Gegenstände zu verdrängen vermag; eben so wenig kann sie die Lebhaftigkeit und das Feuer in der Handlungsweise der erstern durch das Phlegma der letztern oder umgekehrt ersetzen; vielmehr wird sie, so sehr sie auch bey allen Nationen in Ansehung ihrer Materie d. h. ihres Gegenstandes dieselbe ist und seyn muss, doch in Ansehung ihrer Form bey jeder das Gepräge des besondern Nationalcharakters annehmen.

Noch weniger kann die Privaterziehung Einfluss auf den Nationalcharakter haben. Abgerechnet, dass diese nach dem verschiednen Charakter und den verschiednen Kenntnissen der Erzieher veränderlich ist, so wird sie immer diejenige Bildung der Zöglinge bezwecken, welche nach dem dermaligen Zustande der Nation am meisten Vortheile, Ehre oder Gunst verschafft, ein Zweck, auf den auch die öffentliche Erziehung grosentheils gerichtet seyn muss. In England ist daher, vermöge der Theilnahme aller an der Gesetzgebung und Gerichtspflege, Bildung zum Praktischen, zu Staats- und anderen Geschäften, überhaupt zur Klugheit im bürgerlichen Leben, Hauptzweck der Erziehung, in Ansehung der Er-

kenntnisskräfte, so sehr auch die mönchische, mit dem freyen Charakter der Verfassung contrastirende, Form der Englischen Schulen und Universitäten diesem Zweck zu widersprechen scheint. Darum werden auch die Wissenschaften, deren Studium einen besondern Stand bildet, die Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneywissenschaft nicht auf den Universitäten, sondern an den Orten, wo zugleich die mehrsten Hülfsmittel zur praktischen Anwendung derselben vereinigt sind, in London, Edinburg etc. hauptsächlich gelehrt. In Ansehung des Moralischen beabsichtigt und bewirkt die Erziehung in England Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters, und in Ansehung des Geschmacks Solidität und Kraft. Im monarchischen Frankreich zielte sie einerseits auf die Entwickelung des Talents in der Gesellschaft zu gefallen, daher in der andern Rücksicht auf Gewandtheit und Fügsamkeit des Charakters, verbunden mit dem äussern Schein der Selbstständigkeit, und Wichtigkeit (suffisance) und in Ansehung des Geschmacks auf einen schnellen Takt für das Passende der Form. In Deutschland ist es im Allgemeinen mehr auf das gründliche Wissen als auf das Handeln abgesehen, und es sind schwerlich in irgend einem Lande mehr Kenntnisse allgemeiner verbreitet, als in Deutschland; welches aber der Zweck der Deutschen Erziehung in Ansehung der Charakter- und der Geschmacksbildung sey, ist desto schwerer zu bestimmen, je geringer die Entfernung

ist, aus welcher der Beurtheilende die Methode betrachten kann, je mehr die allgemeine Uebersicht durch die allzugrosse Nähe verhindert wird, und je mehr von der Erziehungs - Methode selbst in seine Bildung übergegangen ist. Indessen scheint es doch, dass sie bis jetzt mehr Schlaffheit, als Selbstständigkeit, des Charakters, mehr Vielwisserey und etwa mechanische Fertigkeiten, als praktische auf Grundsätzen beruhende Tüchtigkeit bewirkt, ob gleich hoffentlich nicht bezweckt. *)

*) Praktische oder vielmehr pragmatische Tüchtigkeit besteht in der, so zu sagen, formellen Ausbildung der Verstandeskräfte, da diese durch Richtung der Beurtheilungskraft auf mannigfaltige und verschiedenartige Gegenstände oder auf ein Studium, das die logische Form des Verstandes zu entwickeln vorzüglich im Stande ist, verhältnismässig so gestärkt und gebildet werden, dass sie nach Maasgabe der Umstände, der Bedürfnisse und der Gelegenheiten, sich in jede Lage und in jede Beschäftigung leicht fügen, da hingegen mechanische Fertigkeiten mehr durch die Richtung der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses auf mehrere oder eine Beschäftigung erworben werden, wodurch zwar diejenigen Verrichtungen, die man nur zu wissen braucht, um sie zu können, gelingen, aber der Geist immer eine gewisse Schwerfälligkeit behält, die ihn verhindert, sich leicht in andre Lagen und Geschäfte zu finden. In pragmatischer Tüchtigkeit sind uns andre Nationen, besonders die Französische weit überlegen. Wenn diese bey veränderten Umständen, aller ihrer vorigen Hülfsquellen beraubt, schnell zu jeder, mit ihrer vorigen Lebensart noch so heterogener, Beschäftigung greifen, die ihnen ihren Unterhalt verschaffen kann, so ist zu bezweifeln, ob sich unter einer gleichen Anzahl von Deutschen unter ähnlichen Umständen eben so viel Gefü-

Man könnte nun zwar auch die Bildung, welche eine Nation durch alle vorhergenannten, vorzüglich moraliſchen Urſachen erhält, eine fortdauernde Erziehung nennen; allein einer philoſophiſchen Unterſuchung geziemt es, alle Wortſpiele zu vermeiden, und ſich nur derjenigen Ausdrücke zu bedienen, die beſtimmte und deutliche Begriffe mit ſich führen. Wir wollen alſo von dem Einfluſſe der Erziehung nichts weiter hinzuſetzen, und vielmehr diejenigen Beſtim-

---

gigkeit finden, oder ob dieſe nicht vielmehr ſich in dem Wohlwollen und der Güte anderer neue, obgleich weniger rühmliche, Hülfsquellen zu eröffnen ſuchen würden. Ob man gleich den Franzoſen in manchen Wiſſenſchaften Mangel an Gründlichkeit mit Recht vorwirft, ſo zeigen ſie doch in eben denſelben oft einen ſchnellen, ſcharfen und richtigen Blick, der ihren auch übrigens dem Inhalte nach mittelmäſsigen Werken in Anſehung der Form und des Ueberblicks einen Werth und einen Reiz mittheilt, welchen gründlichere Werke nur zu oft entbehren. — Wie viel eine ſolche pragmatiſche Bildung des Verſtandes zum Selbſtvertrauen und dadurch zur Selbſtſtändigkeit des Charakters beytrage, iſt wohl nicht nöthig, weitläuftig zu erklären. — Man könnte eben ſo einen pragmatiſchen und einen mechaniſchen (ein unrichtiger Ausdruck, der aber hier deutlicher ſeyn dürfte, als der richtigere materiell) Geſichtspunkt in Beurtheilung des Werths der Dinge, der Wiſſenſchaften und Studien annehmen. Jener wäre derjenige, wo man den Einfluſs, den eine Wiſſenſchaft auf die eben erwähnte formelle oder pragmatiſche Bildung der ſämmtlichen Verſtandeskräfte haben kann, vor Augen hat; dieſer derjenige, da man auf den materiellen Nutzen derſelben in Anſehung eines beſtimmten Berufs achtet. Beyde würden in dem Streite über den Nutzen der claſſiſchen Literatur und Sprachen nicht genug unterſchieden.

mungsgründe der Nationalcharaktere betrachten, die in dem politiſchen Standpunkte einer Nation in Beziehung auf andere liegen. Unter dem politiſchen Standpunkte verſtehe ich nämlich den Grad von Gewicht und Anſehen, den eine Nation, als politiſcher Körper, bey andern Nationen hat. Dieſer wird freylich durch die ſchon angeführten Urſachen groſsentheils beſtimmt; allein er hängt auch ſehr von andern Umſtänden ab, die mit den obigen Beſtimmungsgründen der Nationalcharaktere in gar keiner oder nur ſehr entfernter Verbindung ſtehen, und daher noch keinen paſſenden Ort gefunden haben, — von dem Umfange eines Landes, von dem Geiſte der Nationen, in deren Nähe das Schickſal ein Volk geſtellt hat, von den Kriegen, in welche ein Volk verwickelt worden, von dem Charakter ſeiner jedesmaligen Staatsverwalter und Regenten, kurz, von ſeiner ganzen Geſchichte.

Der Umfang eines Landes kann wohl ſchwerlich unmittelbar einen bedeutenden Einfluſs auf den Nationalcharakter des in demſelben wohnenden Volks haben. Es könnte zwar ſcheinen, daſs die Bewohner eines groſsen Reichs gerade wegen der Gröſse ihres Vaterlandes ein ſtärkeres Gefühl ihrer Kräfte, als eines politiſchen Körpers, haben, und dasjenige Selbſtgefühl erlangen müſsten, welches einen edlen Stolz erzeugt; allein dieſes kann nur unter der Bedingung der Fall ſeyn, wenn dieſe Nation ihre Kräfte ſchon mehrmals mit denen ihrer Nachbarn

gemeſſen und zwar mit glücklichem Erfolg gemeſſen hat — dann haben aber auch kleine Staaten, wie Athen und Sparta, die Schweizerrepubliken und die Vereinigten Niederlande, ungleich gröſsere und mächtigere Reiche beſiegt, und überhaupt iſt in dieſem Falle jenes Selbſtgefühl die Frucht des Ausgangs der geführten Kriege — oder wenn eine Nation faſt alle ihre Bedürfniſſe mit den Erzeugniſſen ihres eigenen Landes befriedigen kann, und von ihren Nachbarn nur wenig abhängig iſt, oder endlich, wenn eine Nation auf die Staatsverwaltung vermittelſt ihres Antheils an der Geſetzgebung, der Gerichtspflege und dem Finanzweſen Antheil hat — dann iſt aber jenes Selbſtgefühl im erſteren Fall die Folge der Ergiebigkeit des Bodens oder der Indüſtrie ſeiner Einwohner, und im andern der politiſchen Verfaſſung.

Ich kann daher dem Umfang eines Landes nur einen entferntern Einfluſs auf die Bildung des Nationalcharakters zuſchreiben. Dieſer Einfluſs beſteht einerſeits darin, daſs, je gröſser ein Staat iſt, ſich eine deſto gröſsere Verſchiedenheit des Bodens und daher der Beſchäftigungen, Berufsarten und Stände darin findet, und die geſellſchaftliche Miſchung der Stände einen deſto leichtern Fortgang hat; ein Punkt, von dem, in Anſehung ſeiner Wirkung auf den Nationalcharakter, ſchon oben geredet worden iſt. Auf der andern Seite hat aber der Umfang eines Landes auch eine negative Wirkung, indem er den

nachtheiligen Einfluſs einer mangelhaften Verfaſſung mildert oder verſtärkt. Sobald nämlich die Verfaſſung in einem Lande, ſie ſey monarchiſch oder ariſtokratiſch oder demokratiſch, nicht durch beſtimmte Geſetze regulirt, ſo lange das Meiſte in der Verwaltung und ſelbſt in der Geſetzgebung den Einſichten und der Willkühr der Regierenden überlaſſen iſt, ſo lange wird das Nachtheilige und Drückende dieſer Lage der Dinge immer mehr gefühlt werden, die Willkühr ſelbſt wird mehr Spielraum finden und ſich mit mehr Leichtigkeit äuſsern, je kleiner ein Staat, je näher jeder Theil deſſelben, ſowie die Verhältniſſe der Einwohner unter ſich und in ihren Familien dem Auge des Regenten ſind; und dieſes deſto mehr, je weniger in kleinen Staaten die Aufmerkſamkeit des Regenten durch groſse politiſche Angelegenheiten von der Betrachtung des Innern und von der Begierde, alle, auch die kleinlichſten Details unter ſeinen Einfluſs zu bringen, abgezogen wird. Die natürliche Folge hievon iſt auf Seiten des Regenten Eiferſucht gegen gemeinnützliche Unternehmungen von Privatleuten oder Gemeinheiten zum Beſten des Corps, wozu ſie unmittelbar gehören, und auf Seiten der Unterthanen Entfernung von allen Verbeſſerungen, die nicht bloſs ihre Privatverhältniſſe betreffen, und ein dumpfes, träges Erwarten gemeinnütziger Anſtalten von höherer Hand. Unter ſolchen Umſtänden iſt es ſchwer, ja beynahe unmöglich, daſs ſich eine öffentliche Meinung, ein

Gemeingeiſt bilde, der ohne Gewaltthätigkeit durch die Achtung, welche die durch ihn erzeugte Feſtigkeit den Regierenden einflöſst, allein im Stande iſt, eine gute Verfaſſung aufrecht zu erhalten und eine mangelhafte zu mildern. Denn durch die Nähe der Regierenden wird bey denen, die nur immer ihren Privatvortheil vor Augen haben, die Hoffnung lebhafter, ihren Endzweck durch Anſchmiegen an den Willen der Obern zu erreichen, und bey andern der Muth erſtickt, ihre Gedanken laut werden zu laſſen; durch das ängſtlich-geſchäftige Eingreifen der Regierung in Alles, was nur einigermaſsen Bezug auf das Allgemeine hat, wird der Geſichtskreis der Einzelnen auf ihre Privatangelegenheiten beſchränkt; gewohnt alles, was gemeinnützlich ſeyn kann, vom Staate ſelbſt zu erwarten, halten ſie es beynahe für ein Verbrechen, für einen Eingriff in die Rechte der Regierung, ſich um das Beſte des Staats zu bekümmern, und eine paſſive beynahe kriechende Gemüthsart iſt daher die gewöhnliche Folge des geringen Umfangs eines Staats, der unter einer der Verfaſſung ſowohl als der That nach willkührlichen Regierung ſteht.

In einem groſsen Staate hingegen iſt der gröſste Theil der Einwohner zu weit von dem Sitz der Regierung entfernt, um den willkührlichen Machtäuſserungen derſelben in ihren öffentlichen und Privatverhältniſſen gewöhnlich ausgeſetzt zu ſeyn. Selbſt diejenigen, die dem Sitz der Regierung am nächſten

sind, die Einwohner der Hauptstadt, erhalten dadurch eine Erleichterung, dass die Hauptstädte grosser Reiche selbst gewöhnlich von beträchtlichem Umfange sind, dass die Bürger derselben sich eher, leichter und fester im gesellschaftlichen Verhältnifs an einander schliefsen, dass der Wechsel der Begriffe dadurch lebhafter wird, und dass sich daher eine öffentliche Meinung leichter bildet. Selbst in der Hauptstadt des uneingeschränktesten Europäischen Monarchen und der willkührlichsten Regierung hatte die öffentliche Meinung sich Achtung zu erwerben gewufst, und es dürfte nicht schwer seyn, die Fälle zu häufen, wo auch in den übrigen Städten des Reichs der Wille der Mandatarien der Regierung der Stimme des Volks zu weichen gezwungen war. Zudem ist die Aufmerksamkeit der Regierenden durch die nothwendige Rücksicht auf auswärtige Verhältnisse getheilt; das Finanzsystem ist zu verwickelt, die Staatsausgaben sind zu beträchtlich und zu mannigfaltig, als dass die Regierung sich nicht genöthigt sehen sollte, blofs den Gang der Maschine im Allgemeinen zu lenken, und in Ansehung der Details vieles dem guten Willen und dem Gemeinsinn der Staatsbürger selbst zu überlassen. Aber wenn die Beamten in einem grofsen Staate immer zu weit entfernt sind, entsteht leicht Anarchie und Unordnung. Um daher dieser vorzubeugen, fängt man an, in dem Staate selbst viele Unterabtheilungen zu machen, und jeder einen Beamten vorzu-

ſetzen, der, unter dem unbeſtimmten und daher alles umfaſſenden Namen der Polizey, ſey es als Gouverneur, Commiſſär oder Präfect, auf alle Verhältniſſe des Volks ein wachſames Auge hat. Aber ſo entſteht bald auch hier ein überall eingreifendes Regierungsſyſtem, das den Druck der Unterthanen zur Folge hat, und zugleich beſtändig gegen die öffentliche Meinung kämpfen muſs; die öffentlichen Gewalten ſelbſt werden, da ſie keinen zureichenden geſetzlichen Einſchränkungen unterworfen ſind, unter einander und mit der oberſten Gewalt im Staate in einen Streit der Rivalität gerathen, und neben dem Druck des Volks auch noch Verwirrung veranlaſſen. Daher iſt es in groſsen Staaten, um den Uebeln der Anarchie zu entgehen, die durch die Menge und Rivalität der verſchiednen in ihrer Willkühr unbeſchränkten Aufſeher, oder durch zu geringe Aufſicht über die einzelnen Theile entſteht, mehr wie in den kleinern, nöthig, daſs die Gewalt aller Beamten, ſelbſt die oberſten nicht ausgenommen, durch beſtimmte Geſetze feſtgeſetzt und bloſs auf die Einſchärfung ſchon vorhandener Verordnungen eingeſchränkt ſey, und daſs in der genauen Beobachtung dieſer Grenzen das Intereſſe der verſchiednen Beamten ſowie der verſchiednen Claſſen der Einwohner ſich vereinige; und dieſe feſte, jedoch den Bürger nicht drückende Organiſation, worauf jeder groſse Staat durch ſein natürliches Bedürfniſs allmälich geführt wird, iſt ein Vortheil mehr, den

gröfsere Staaten vor kleinern voraus haben, und der England vor allen andern Monarchien und Republiken auszeichnet.

Man hat viel von dem Nachtheile allgemeiner Hauptstädte grofser Staaten gesprochen; allein man sollte ihre Vortheile nicht übersehen. Nicht allein, dafs durch den Zufammenfluls einer grofsen Maffe des Volks fowohl als einer grofsen Anzahl der begütertften und gebildetften Familien, und durch die fchnellere Ausbildung der gefellfchaftlichen Verhältniffe frühzeitig eine öffentliche Meinung entfteht, die fich bald auch in die übrigen Theile des Reichs verbreitet, fo entwickelt und bildet fich auch durch jenen gemeinfchaftlichen Vereinigungspunkt der Nationalcharakter fchneller und beftimmter. Denn dieffer entwickelt fich nur in dem Maafse, als die Anlagen, die ihn zunächft ausmachen, Gelegenheit haben, fich in Übung zu fetzen und auszubilden, und diefe Gelegenheit findet fich nur in der Regfamkeit des gefellfchaftlichen Lebens, welche wiederum nur durch einen allgemeinen Vereinigungspunkt der gebildetften Männer der Nation, welche den übrigen zum Muffer dienen können, genau beftimmt wird. Hiemit hängt die Bildung des Gefchmacks genau zufammen; denn unter Menfchen, die ifolirt leben, oder nur einzelne unter einander wenig zufammenhängende Gruppen ausmachen, bleibt das Gefühl für das Schöne und Schickliche immer wandelbar, unficher und unbeftimmt, und es ift

ebenfalls nur die Regſamkeit des geſellſchaftlichen Lebens unter groſsen Menſchenmaſſen, die Leichtigkeit, einander ſeine Gefühle mitzutheilen, und die groſse Summe der Vergleichungen der mancherley Gefühle, die das Gefühl für das Schöne zu der Allgemeinheit, welche die Bedingung des Geſchmachs iſt, entwickelt und den Geſchmack fixirt. Und ſo wie die bürgerliche Freyheit, wenn ſie dieſen Namen verdienen ſoll, nur unter beſtimmten Geſetzen beſtehen kann, eben ſo kann der Geſchmack, ungeachtet aller ſeiner Freyheit, nur unter gewiſſen beſtimmten Regeln ſtatt finden, die aber freylich nicht ſowohl durch äſthetiſche Schriften dem Verſtande eingeſchärft werden, als vielmehr durch den Ideenwechſel und die Mittheilung in der Geſellſchaft in das Gefühl ſelbſt übergehen müſſen; denn nur dann kann der Geſchmack die Allgemeinheit erlangen, bey welcher er allein dieſen Namen verdient. Aber dieſes wird immer nur eine comparative Allgemeinheit ſeyn, ſo lange zwar in mehreren Städten deſſelben Staats, deſſen Einwohner Sprache und Literatur unter ſich gemein haben, der Geſchmack eine beſtimmte Form angenommen hat, die übrigen Schriftſteller der Nation aber, durch keine oder nur ſehr loſe politiſche Bande mit jenen Städten verbunden, ihre Autorität verſchmähen, wohl gar durch dieſes Verſchmähen die Freyheit ihres Geſchmacks zu beweiſen denken, und jeder ſeinen Geſchmack nach dem Muſter zu bilden ſucht, worauf ihn ſeine be-

ſondere Bildung, beſondere Umſtände oder der Zufall geführt hat. Auf dieſe Art entſtehen unter einer Nation mehrere Geſchmäcke, die das Verderben des wahren Geſchmacks ſind; es können unter derſelben mehrere geſchmackvolle Männer ſeyn, ohne daſs der Nation ſelbſt, und ihrer Literatur im Allgemeinen Geſchmack beygelegt zu werden verdient, wenn es nicht für ſie einen Mittelpunkt der gebildetſten, und zwar nicht ſowohl durch tiefe Gelehrſamkeit, als durch geſellſchaftlichen Ton gebildetſten Köpfe giebt, in welchem die übrige Nation gern ihr Muſter anerkennt, weil die politiſche Verbindung mit demſelben ſie ſchon zur Nachfolge vorbereitet, weil die Beſtimmtheit des Nationalcharakters, welche eben durch jenen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt gewonnen wird, ſie leicht auf denſelben Punkt führt, und weil der Geiſt nur dann Befriedigung für ſich ſelbſt findet, wenn er in der Wahl des Muſters, das er zu befolgen hat, nicht mehr unbeſtimmt und unſicher iſt. Der Griechiſche Geſchmack wird immer das vorzüglichſte Muſter der Nachahmung bleiben; die jugendliche Ungezwungenheit der geſellſchaftlichen und zum Theil auch der bürgerlichen Verhältniſſe, die Regſamkeit des geſellſchaftlichen Lebens, die Theilnahme an den, noch wenig verwickelten, Staatsgeſchäften und der glückliche Erfolg ihres Kampfs für Freyheit trafen zuſammen, um dem Griechiſchen Geiſte die Anmuth und Leichtigkeit, den erhabenen Schwung und das ſichere

Selbſt-

Selbſtvertrauen zu geben, die ſich vielleicht nie wieder in derſelben glücklichen Miſchung zuſammen finden werden. Die ſchöne Natur und der heitere Himmel, der ſie umgab, hat wahrſcheinlich nur wenig hiezu beygetragen; man denke nur an das rauhe und ſteinigte Attica. Aber jener Geſchmack war nicht über alle Länder verbreitet, wo man Griechiſch ſprach; nicht alle Griechiſchen Schriftſteller, ſelbſt aus der ſchönſten Periode, verdienen als vollkommene Muſter empfohlen zu werden; ſelbſt die beſten unter ihnen tragen noch Flecken an ſich, die vielleicht durch eine gröſsere Mannigfaltigkeit der Berufsarten, durch die Aufhebung der Sclaverey und durch freyere Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts vertilgt worden wären. Es war in den frühern Zeiten nur Jonien, nach der erſten Gründung politiſcher Einrichtungen, und jugendlicher durch geſellſchaftliche wie durch bürgerliche Bande verbundener Staaten, wo der Geſchmack, vorzüglich durch Homer, ſeine Bildung erhielt; auf den Inſeln des ägäiſchen Meeres, ſo zerſtreut, und ſo wenig verbunden ſie auch waren, herrſchte doch im Ganzen dieſelbe geſellſchaftliche Munterkeit und Bildung, und dieſelben bürgerlichen Verhältniſſe, ſo daſs der Geſchmack ungefähr überall dieſelbe Richtung erhielt. Aber was wir Griechiſchen Geſchmack nennen, herrſchte eigentlich und am längſten in Athen, dem Mittelpunkte einer ganzen durch geſellſchaftliche und politiſche Regſamkeit aufgeweckten und ſich

mittheilenden Nation. In neuern Zeiten hat keine Nation die Sicherheit, Beſtimmtheit und Allgemeinheit des Geſchmacks, die ſich als einen ſchnellen, durch keine Meditation erworbenen, Takt offenbart, erreicht, als die Franzöſiſche, und keine hat auch die Ausbildung des geſellſchaftlichen Tons höher getrieben, und ſich feſter an den Mittelpunkt ihres Reichs angeſchloſſen. Mag der Franzöſiſche Geſchmack immerhin viel einſeitiges enthalten, und zum Theil auf willkührlichen Convenienzen beruhen! in welchem Lande hat wohl je ein reiner, von der beſondern Lage, den Umſtänden und Gewohnheiten der Nation unabhängiger, Geſchmack exiſtirt, und wie könnte ein ſolcher überhaupt exiſtiren?

Die meiſten der zufälligen Beſtimmungsgründe der Nationalcharaktere liegen in der Geſchichte jeder Nation. Es kommt ſchon darauf an, welchen Charakter die Völkerſchaften haben, in deren Nähe oder Mitte ein Volk ſich zum Staate bildet. Wäre Rom an einem andern Orte, als in der Nähe ſo rauher, hartnäckiger und kriegeriſcher Völkerſchaften, wie die urſprünglichen Bewohner Italiens, die Aequer, Volsker, Sabiner, Etrusker, Samniter u. a. waren, von denen einige, wie die Etrusker, ſchon ziemliche Fortſchritte in der politiſchen Bildung gemacht hatten, angelegt worden, ſo würden deſſen Bürger ſchwerlich den kriegeriſchen Geiſt, die Kriegsverfaſſung, die Beharrlichkeit und Planmäſsigkeit in ihren Unternehmungen erlangt haben, mit

der ſie ihre erſten Angreifer erſt abhielten, bald unterjochten, und ſo von Volk zu Volk bis zur Eroberung ganz Italiens fortſchritten. Im Mittelalter diente das Zuſammengränzen der Engliſchen und Franzöſiſchen Beſitzungen im Schooſse von Frankreich ſelbſt dazu, daſs beyde Nationen in ihrem Rivalitätskampfe ihren Muth ſtärkten, ihren noch rohen Geiſt zur Gewandtheit bildeten, durch Anregung der Leidenſchaften ihre Thätigkeit auf mannichfache Weiſe belebten, und ihre Nationalcharaktere zur Beſtimmtheit entwickelten. Überhaupt ſind im Kindesalter einer Nation Kriege das einzige Mittel, die Menſchen aus dem Geiſtesſchlummer zu wecken, bey dem ſie ſich nur auf die Befriedigung ihrer augenblicklichen und dringendſten Bedürfniſſe einſchränken, ſo wie dagegen beym Fortgange der Cultur Kriege die Gemüther wieder zu der erſten Rohheit und Wildheit zurückführen, den Geiſt durch die Heftigkeit der feindſeligen Leidenſchaften umnebeln und nur auf Einen Zweck richten, und ſo die Cultur ſelbſt hemmen. Die Urſache hievon iſt, weil der ſinnliche Menſch nur durch ſinnliche Reize, durch die Leidenſchaften, zur Thätigkeit angeführt werden kann; aber zum Fortſchreiten in der Cultur Entfernung von dem bloſs Sinnlichen, und geiſtiges Intereſſe an cultivirter Thätigkeit ſelbſt erforderlich iſt, eine Bedingung, die durch Kriege groſsentheils wieder erſchwert wird. Beſonders machen bürgerliche Kriege die Leidenſchaften oft bis zu dem Grade

rege, dafs die Gemüther beynahe ganz wieder in den vorigen Stand der Rohheit und Wildheit zurückſinken; aber ſie finden auch faſt nur bey halb vollendeter Cultur, auf der Gränze der Barbarey ſtatt, wenn die Staatsverfaſſung noch ſo wenig oder ſo fehlerhaft organiſirt und fixirt iſt, dafs in einer Nation zwey Partheyen entſtehen können, wovon die eine nach gewaltſamer Unterdrückung ſtrebt, während die andere nur in gewaltſamem Widerſtande ihre Sicherheit findet, oder dafs die oberſte Macht im Staate nicht geſetzliche Stärke genug hat, um einzelne ehrgeizige Groſse innerhalb den Schranken der Geſetze und ihrer Pflichten zu halten. Aber bey dieſen, wie auch bey auswärtigen Kriegen kommt es ſehr auf den Gegenſtand derſelben an. Iſt Befriedigung der Ehrſucht einiger Volksführer der Gegenſtand eines bürgerlichen Kriegs, ſo werden die aufgeregten eigennützigen Leidenſchaften zu wenig durch das Groſse und Erhabene der Geſinnung, das ein edlerer Zweck einflöſsen würde, eingeſchränkt und gemildert, als dafs nicht Barbarey wieder an die Stelle der Cultur treten ſollte. Ein ſolcher innerer Kampf führt gemeiniglich, anſtatt die geſetzliche Freyheit einer Nation zu begründen, eine deſto härtere Unterdrückung derſelben mit ſich, weil während jenes Kampfes des Eigennutzes die Begriffe von geſetzlicher bürgerlicher Freyheit keine Gelegenheit gehabt hatten, ſich zu entwickeln, ſondern vielmehr mit denen von Anarchie verwechſelt wor-

den waren. Die Kriege der beyden Rosen in England konnten nicht verhindern, dafs die Regenten aus dem Hause Tudor eine beynahe ganz willkührliche Gewalt über die Nation ausübten, so wenig wie der unruhige, zu Empörungen geneigte, Geist, den die Franzosen durch ihre bürgerlichen Kriege gewonnen hatten, hinlänglich war, sie vor dem systematischen Despotismus eines Richelieu, Mazarin und Ludwigs XIV. zu schützen. Kämpft hingegen die eine Parthey gegen Unterdrückung, für Freyheit und Recht, vorausgesetzt, dafs dieses ihr selbst im Ganzen, und nicht blofs ihren Oberhäuptern zu Theil werden soll, so erhält der Geist einen Schwung, die Begriffe von Recht und Unrecht, von gesetzlicher Freyheit und anarchischer Willkühr werden so bestimmt und geschieden, und so viel bisher schlummernde Talente und Fähigkeiten werden bey allen Classen geweckt und entwickelt, dafs erst von dieser Zeit an die Epoche der wahren Cultur anzuheben scheint. Die Englische Verfassung, welche die höchste persönliche und politische Freyheit mit der gröfsten Ordnung und der gröfsten Festigkeit der obersten Macht so glücklich vereinigt, schreibt ihren Ursprung eigentlich aus den Zeiten der bürgerlichen Kriege unter Carl I. und Cromwell her, Kriege, die einen ganz andern Charakter als die der rothen und weifsen Rose tragen, und die, ungeachtet des unsinnigen Fanatismus, der niedrigen Ränke und der Heucheley eines Cromwell und anderer, der Gewalt-

thätigkeiten, Greuelthaten und Grauſamkeiten aller Art, womit ſie begleitet waren, dennoch dazu dienten, die politiſchen Begriffe zu entwickeln und zu reinigen; *) und, obgleich der Hof unter Carl II. ſich beynahe dieſelbe Gewalt wieder zu verſchaffen wuſste, welche die Könige aus den Häuſern Tudor und Stuart beſeſſen hatten, ſo bedurfte es doch nichts weiter, als Jakobs II. ungeſcheuter Darlegung der Regierungsgrundſätze ſeines Hauſes, um einen neuen Aufſtand zu veranlaſſen, und einen förmlichen bürgerlichen Contrakt herbeyzuführen. Oft iſt auch die Meinung, für Recht und Freyheit, nicht für das Intereſſe der Häupter zu ſtreiten, ſchon hinlänglich, die üblen Wirkungen des bloſs eigennützigen Kampfes zu mildern. Daſſelbe iſt der Fall bey auswärtigen Kriegen. Wenn Eroberungsgeiz und Raubſucht, Untergrabung der Unabhängigkeit andrer Staaten und eigne übermüthige Erhebung der Beweggrund und der Zweck eines auswärtigen Krieges iſt, ſo werden bald die Grundſätze des Völkerrechts, der natürlichen Gerechtigkeit und Billigkeit von beyden Partheyen aus den Augen geſetzt und verhöhnt, und das Verhältniſs der Nationen ſcheint in das des rohen Naturſtandes zurückzuſinken. Wenn hingegen eine Nation, wie ehemals die Schweizer

*) *Lord Clarendon's hiſtory of the civil wars in England* iſt daher das lehrreichſte und intereſſanteſte Lehrbuch des Staatsrechts, das die Literatur der Neuern beſitzt.

und Niederländer gegen die Übermacht des Hauſes Oeſterreich, für ihre Freyheit und Unabhängigkeit ſtreitet, ſo mildert die Begeiſterung für den edlen Zweck die Heftigkeit der niedrigen Leidenſchaften, des Zorns und der Rache, die bey jedem Streit mehr oder minder aufgeregt werden; der Unwillen über das erlittene und der Abſcheu vor dem im Fall eines unglücklichen Ausgangs noch zu erleidenden Unrecht, der zunächſt aus dem Gefühl des moraliſchen Werths des Menſchen entſpringt, ſtärkt hinwiederum das moraliſche Gefühl, und die Nation ſcheint ſich über ſich ſelbſt zu erheben. Unſchädlicher als die erſtere Gattung von Kriegen, aber auch ohne beſonders wohlthätige Folgen für den Nationalcharakter ſind diejenigen Kriege, welche die Oberhäupter verſchiedner Nationen mit einander führen, und wobey die Nationen ſelbſt nur leidende Werkzeuge ſind. Doch dieſe, ſo wie alle Eroberungskriege, müſſen immer mehr aufhören, je mehr die Staaten durch geſetzliche Verfaſſungen zu innerer Feſtigkeit gelangen. Dieſes aber iſt die allgemeine Folge der Kriege überhaupt, daſs ſie, neben der gröſsern Übung im Kriegführen überhaupt, dem Charakter eine Kühnheit und einen Unternehmungsgeiſt mittheilen, der die ſiegreiche Nation bald zum Schrecken ihrer Nachbarn macht. *)

*) *Montesqu. Conſid.* ch. 11.

Die angegebnen Wirkungen der Kriege hangen indeſſen ſehr von dem Ausgange derſelben ab. Der glückliche Ausgang eines Kriegs beſonders für die Parthey, welche das Recht auf ihrer Seite hat, erhebt den Muth, das Selbſtvertrauen und die Energie der Nation eben ſo ſehr, und giebt der letztern beſonders eine ſo vielſeitige Ausdehnung, als der unglückliche Ausgang die Kräfte der Überwundenen lähmt, und ſie zu allen Unternehmungen läſſig macht. Zum Beweiſe mögen die Nationen dienen, welche nach dem entſchloſſenſten Widerſtande von den Römern unterjocht wurden, und bald nach ihrer Unterjochung in eine ſolche Schwäche verſanken, daſs verhältniſsmäſsig nur geringe Haufen von neuen Feinden im Stande waren, ſie aufs neue zu überwältigen. Die Verſchlagenheit und der Hang zu Betrug und Hinterliſt, den alle Reiſende an den Italiänern bemerkt haben, mag groſsentheils die Folge der vielen Kriege ſeyn, welche die Nachbarn dieſes Landes ſeit dem Untergange der Römiſchen Republik in demſelben geführt haben, und von denen die Nation immer das Opfer war; ſie konnte ſich ihrer Unterdrücker nicht durch Gewalt erwehren, und ſuchte daher in der Hinterliſt einige Erleichterung für ihren Unwillen und Haſs.

Glückliche, für das allgemein-anerkannte Intereſſe der ganzen Nation geführte, Kriege daher, und die Güte der Staatsverfaſſung, vermöge welcher keine obrigkeitliche Handlung geſchehen kann, als

nur zufolge eines ſchon vorhandenen Geſetzes, und wo die Geſetze ſelbſt nicht von mehreren Magiſtratsperſonen, ſondern nur von dem Oberhaupte des Staats mit Zuziehung der Gebildetſten und Einſichtsvollſten der Nation gegeben, eine und dieſelbe gemeinſchaftliche Quelle haben, ſind die einzigen Mittel, wodurch wahre Vaterlandsliebe erzeugt wird, Mittel, deren Mangel durch keine Anpreiſung ehemaliger, oft ſelbſt zweydeutiger, Groſsthaten und Vorzüge, denen die Gegenwart widerſtreitet, und durch keine Erhebung phyſiſcher oder literäriſcher Vortheile erſetzt werden kann; denn Patriotismus und Gemeingeiſt ſind politiſche Tugenden, die nur durch politiſche Einrichtungen und Verhältniſſe erweckt werden, und nicht Früchte, die auf einem fremdartigen Stamme gedeihen; alle andere Mittel, wodurch man Patriotismus zu erwecken denkt, bringen höchſtens nur einen kindiſchen Hochmuth, wie den der Spanier, hervor, und tragen nichts zur wahren Erhebung des moraliſchen Charakters bey. Aber die unnachlaſslichſte Bedingung des Patriotismus iſt die Güte der Staatsverfaſſung; dieſe kann die angegebne Wirkung haben, ohne daſs die Nation jemals Kriege geführt hat; nur in dem Fall, daſs ein Krieg unvermeidlich ſeyn ſollte, hängt von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange deſſelben Selbſtvertrauen und Patriotismus oder Muthloſigkeit und Egoismus ab. Patriotismus aber iſt dasjenige, was dem Nationalcharakter, ſo viel gute und ſchätzbare

Eigenſchaften auch übrigens in ihm vereinigt ſeyn mögen, erſt einen moraliſchen Werth und dadurch eine beſtimmte Richtung giebt, ſo wie der Charakter des einzelnen Menſchen erſt dann einen moraliſchen Werth bekömmt, wenn alle ſeine Neigungen und Triebe durch ein aufgeklärtes Gewiſſen ihre Beſchränkung und Beſtimmung und ein gemeinſchaftliches Ziel erhalten. Er iſt eben ſo weit vom vaterländiſchem Egoismus, wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt, als von falſchem Cosmopolitismus entfernt; jener iſt der Hang alles nur in Bezug auf das Land, wo man geboren iſt, zu betrachten, und ſich gegen andere Nationen aller Pflichten zu überheben; von der Art war groſsentheils die Vaterlandsliebe der Griechen und Römer; Cosmopolitismus ſollte eigentlich in der Geſinnung beſtehen, alle Menſchen, von welchen Nationen ſie auch ſeyn und zu welcher politiſchen Geſellſchaft ſie auch gehören mögen, als Nebengeſchöpfe, die mit uns alle natürlichen, obgleich nicht die reſpectiven bürgerlichen, Rechte gemein haben, zu betrachten, und mithin darauf zu dringen, daſs die Verhältniſſe zwiſchen verſchiedenen Nationen immer den allgemeinen Menſchenrechten, den Vorſchriften der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäſs eingerichtet werden; aber oft iſt Cosmopolitismus nur ein Deckmantel des perſönlichen Eigennutzes und der Gleichgültigkeit gegen das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft, in der man lebt, die man dadurch zu beſchönigen ſucht, daſs

man mit allgemeinerm Blick und weiterm Herzen das ganze Menſchengeſchlecht mit Wohlwollen zu umfaſſen vorgiebt, gleich als ob nicht derjenige das allgemeine Wohl der Menſchheit für ſeinen Theil am zweckmäſsigſten beförderte, der ſeine Kräfte zur Beförderung des Wohls derjenigen bürgerlichen und politiſchen Verfaſſung verwendete, in welcher er lebt, ſo wie derjenige Staat am beſten gedeiht, deſſen Bürger neben dem Antheil, den ſie an der Verfaſſung und Verwaltung nehmen, beſonders ihre häuslichen Pflichten und Verhältniſſe gewiſſenhaft erfüllen und beobachten und nicht derjenige, deſſen Bürger, unbekümmert um ihre häuslichen Verbindlichkeiten, ſich alle unmittelbar mit Staatsſachen befaſſen wollen.

Mit dieſer Eigenſchaft der Nationalcharaktere, welche dieſelben vollendet, und ihnen erſt die Krone aufſetzt, ſcheint dieſe Abhandlung am füglichſten geſchloſſen werden zu können, ſo wie ſie mit der allgemeinſten Grundlage der Nationalcharaktere, welche das Clima hergiebt, anfing. In Anſehung der Wirkungen, welche alle oben erwähnten Urſachen hervorbringen, kann man ſie in drey Claſſen ordnen, indem ſie entweder, wie das Clima, die Anſicht des Landes und die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die Form der Charaktere beſtimmen, oder, wie die Natur des Bodens und die Lebensart, den geiſtigen Kräften des Menſchen eine beſtimmte Richtung geben, und den Inhalt oder die Materie der Cha-

raktere feſtſetzen, oder endlich, wie Verfaſſung, Religion und Lage im Verhältniſs zu andern Nationen, die moraliſche Seite der Charaktere ausbilden. Es iſt aber ſchon mehrmals in dieſer Abhandlung erinnert worden, daſs bey keiner Nation, als nur höchſtens bey denen, die noch im Stande der Natur oder vielmehr der Kindheit *) ſind, irgend eine jener Urſachen abgeſondert für ſich allein wirkt, ſondern daſs gewöhnlich alle zuſammen treffen, und daher die eine die Wirkung der andern mildert und einſchränkt. Jedoch wird ſchwerlich die Wirkung einer Urſache, wenn dieſe aufhört, auf eine andre übergehen. Der Engländer wird, ungeachtet der ſeiner Nation eignen politiſchen und induſtriöſen Regſamkeit, doch nie die Lebhaftigkeit des Franzoſen oder Italiäners annehmen, weil dieſe drey Nationen nicht unter einerley Clima leben; die Italiäner und Spanier werden, obgleich beynahe unter einerley Clima, ſich doch in ihrem Charakter unterſcheiden, weil die Beſchäftigungen, die Lebensart, die Schickſale und, ſo zu ſagen, die politiſche Erziehung beyder Nationen verſchieden ſind, und endlich werden die Holländer und Engländer, ſo ſehr ſie auch in ihrer Beſchäftigung und Lebensart übereinſtimmen, doch im Nationalcharakter von

*) Denn im Stande der Natur ſind eigentlich auch die policirteſten Nationen, wenn ihre Bildung nur der menſchlichen Natur nicht widerſtreitet.

einander abweichen, weil die politiſchen Verfaſſungen beyder Völker und ihre Lage im Verhältniſs zu andern Nationen ungleich ſind.

Einer Urſache habe ich nicht erwähnt, nämlich des Einfluſſes der Nahrungsmittel. Denn dieſer gehört mehr in das Fach der mediziniſchen Beobachtung; und wenn es auch dem Arzeneygelehrten gelingen ſollte, dieſen Einfluſs auf den einzelnen Menſchen genau zu beſtimmen, ſo zweifle ich doch ſehr, ob bey ganzen Nationen die Gewöhnung an irgend eine Art von Nahrungsmitteln ihnen einen daurenden und bedeutenden Einfluſs verſtatten würde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Encha

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Matthiae, August,

Versuch über die Ursachen der Verschiedenheiten in den Nationalcharakteren

Leipzig 1802
Anthr. 94 lg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255334-1